



Berlin, den 2. August 1902.

Mädchenhandel.

Herr Emile Loubet, der als Präsident der französischen Republik eben so ehrbar, philistrisch und applausfüchtig geblieben ist, wie ers als Bürgermeister von Montélimar und als Minister gewesen war, hat neulich eine rührende Rede gehalten. Er empfing im Elysée die Mitglieder der conférence internationale contre la traite des blanches, einer Sommerversammlung müßiger Diplomaten und anderer arbeitslosen Beamten, die fest entschlossen sind, noch während der Hundstage den Mädchenhandel aus der Welt zu schaffen. Herr Lardy, der die Schweiz in Paris vertritt, enthüllte das Ziel der Beratungen. Das neue Delikt, das von den Unzucht- und Kuppeleiparagraphen der Strafgesetzbücher nicht völlig gedeckt scheint, soll kriminalpolitisch abgegrenzt und alle Staaten sollen aufgefordert werden, es mit Freiheitsstrafen, nicht allzu gelinden, zu ahnden. Die Verfolgung soll international sein und durch Ergänzung der die Auslieferung regelnden Gesetze und Verträge erleichtert werden. „Sie, Herr Präsident, dem das Schicksal der Kleinen und Schwachen immer am Herzen lag, werden die hohe Bedeutung der sittlichen Pflicht empfinden, deren Erfüllung wir einer der interessantesten Kategorien unter den Elenden schulden.“ Herr Loubet nickte. Vielleicht fiel ihm im Augenblick nicht ein, wann er gezeigt habe, daß ihm das Schicksal der Kleinen und Schwachen am Herzen liege; etwa, als er für die Panamisten und gegen die Entschleierer des Arton-Schwindels Partei ergriff? Doch die Worte des biederen Schweizlers klangen schmeichelnd ins Ohr. Er sei glücklich, sagte der Präsident, eine Versammlung so vorragender Männer bei sich zu sehen, und zweifle nicht an dem Erfolg ihres Wührens;

wie es gelungen sei, den Vogelschutz durch internationale Abmachungen zu sichern, so müsse es auch gelingen, die zarten Geschöpfe zu schützen, nach denen Habgier die Krallen ausstreckt. Eine rührende Rede, die keinem gekrönten Haupt Schande gemacht hätte. Als sie beendet war, wurde feierlich begrüßt.

Die höchsten Vertreter der Staatsgewalt brauchen die Wirkung der Gesetze und Verträge, unter denen ihr Name steht, nicht zu kennen. Und Herr Loubet war noch nicht Präsident, sondern nur ein Duzendsenator, als 1895 die internationale Vogelschutz-Konferenz in Paris tagte. Auch damals wurden rührende Reden gehalten und schließlich die Regierungen aufgefordert, in ihren Gebieten die nützlichen Vögel zu schützen. Erreicht hat dieser Kongreß eben so wenig wie alle seit fünfzig Jahren unternommenen Versuche; sogar der zwischen Oesterreich und Italien geschlossene Vogelschutzvertrag ist ja unwirksam geblieben. Doch wird in der hochansehnlichen Versammlung Keiner den Vergleich des Präsidenten belächelt haben. Nützt nicht, so schadet wenigstens nicht; und je größer der Kreis Derer wird, die für die Ausführung der Gesetze verantwortlich sind, desto bequemer für löbliche Behörden, die dann um so leichter ein Schlupfloch finden, das sie lästiger Kritik entzieht. Theilung der Verantwortlichkeit, Entbüdung des Einzelnen: die Segenspendende Kraft dieses Grundgesetzes liberaler Politik haben wir oft schon dankbar empfunden. Auch die ehrsame Kunst der Frauenfleischexporteure wird sich seiner nun freuen. In Galizien, Ungarn, Rumänien sitzt ein Hebräerpaar, das die Bordelle der alten und der neuen Welt mit frischer Waare in allen Qualitäten und Preislagen versorgt. Es weiß, daß es hart bestraft wird, wenn ein greifbarer Fall ans Licht kommt. Denn trotz Herrn Lardy reichen die Strafgesetzbücher zur Ahndung solcher Nichtswürdigkeiten vollkommen aus. Zwar ist in Deutschland der Mädchenhandel kein gesondertes Delikt; aber die Entführung minderjähriger Kinder, die Nöthigung zur Unzucht, die Verleitung zum Beischlaf oder — nach der Spruchpraxis des Reichsgerichtes — zu beischlafähnlichen Handlungen und alle Arten der Kuppelerei sind mit Strafen bedroht, deren Grenzlinien individualisirendem Ermessen weiten Spielraum lassen. Ungefähr so ist's auch in anderen Staaten; und wo es anders ist, sind die Lücken leicht auszufüllen. Herr Moische Pinkelès und Frau Gutchen Weigelstock wissen also Bescheid und seufzen: Ein elendes Handwerk! Wenn sie jetzt von dem Plan eines internationalen Feldzuges lesen, werden sie aufathmen, wie die Chinesen, als die Flotten aller weißen Völker ihre Mannschaft ins Reich des Himmelssohnes spien. Die pariser, berliner, wiener Polizei, die nicht einmal die Kuppelunserate der ihr nächsten Zeitungen hindern

kann, wird auf die Dauer kaum Lust spüren, sich sehr eifrig um Dinge zu kümmern, für die Bremen oder Genf, Marseille oder Valparaiso der Ort der begangenen That ist. Ein Bericht mit Signalement ist rasch geschrieben; mögen Andere sich nun den beamteten Kopf zerbrechen. Kommt nichts heraus, dann zieht der Polizeipräsident, Geheimrath, Minister die Brauen hoch: Ja, wir haben unsere Schuldigkeit gethan; ausländische Behörden aber würden unsere Ingerenz nicht dulden. Herr Moische und Frau Gutchen dürfen ruhig sein, können am Ende gar in schlechten Zeiten die Gefahrenprämie herabsetzen. Sie werden immer Eltern finden, die ihnen Kinder zum Kauf anbieten, immer Ladenmädchen, Nonnen, Kellnerinnen unter falscher Vorpiegelung in Vordelleipceduren. Mit M^r de Buttet, der Abolitionisten, können sie sprechen: „Der Handel mit weißen Sklavinnen ist die unvermeidliche Folge der Geirthe, deren Wortlaut die Prostitution als eine offizielle Einrichtung anerkennt; für die Polizei ist die Prostituirte eine öffentlich feile Waare, gegen die nichts einzuwenden ist, sobald der Arzt ihre Unschädlichkeit bescheinigt hat.“ Und zur Waare gehört der Händler, wie zur Lüge der Monogamie die Heuchlerschutzeinrichtung der Prostitution.

Der Handel mit weißen Sklavinnen, *la traite des blanches*: das selbe Wort bei den Abolitionisten und in der pariser Diplomatenversammlung. Das ist kein Zufall. Die selbe Unkenntniß wirklicher Verhältnisse führt zu den selben Irrthümern. Seit in den Digesten als Prostituirte das Weib bezeichnet wurde, das *palam, sine delectu, pecunia accepta*, den Leib preisgibt, ist, von Augustinus bis auf Parent-Duchatelet, Ryan, Richelot, Jeannel, bis auf Tarnowskij und Rudel, unendlich viel über die Prostitution geschrieben worden; ihr Wesen aber, ihre Wurzel und Entwicklung scheint heute noch unbekannter als in mythischer Zeit. Die Abolitionisten, die ihren Namen den Bekämpfern der Negerklaverei entlehnten, glauben, die Prostitution werde ganz oder doch zum größten Theil verschwinden, wenn sie aufhöre, gesetzlich sanktionirt oder geduldet zu sein; also keine sittenpolizeiliche Untersuchung, keine Dirnenlisten und Kontrollbücher mehr, keine Staatsgarantie für die Unschädlichkeit der Fleischwaare. Auch die pariser Versammlung hatte ja überhaupt nur einen Sinn, wenn sie sich einbildete, durch Exporterschwerung das Absatzgebiet der Prostitution schmälern zu können. In beiden Gruppen giebt sentimentale Unwissenheit den Ton an. Diese guten Menschen und schlechten Beobachter meinen, für das Heer der käuflichen Weiber werde die Rekrutenschaar unter dem Zwang unwiderstehlicher Gewalt zusammengetrieben. An dunklen Straßenecken, denken sie, lauert mit

einem starken Gefellen die Megäre, fängt das arglose Opfer ab, schleppt es in eine Höhle und verschachert es dann an einen Wüstling oder Lupanarpächter. Das sind Reste romantischer Vorstellung, die auf dem Haupt jeder Hure die Märtyrkrone sah. Die gemeine Wirklichkeit zeigt uns ein anderes Bild. Schon Parent Duchatelet hat nachgewiesen, daß die Zahl der durch Gewalt oder List in den Dirnenstand Gestoßenen sehr gering ist. Fälle gewaltsamer Entführung und listiger Verlockung kommen ja vor und werden dann in der Presse zu möglichst lange dauernden Sensationen zurechtgezerrt, sind immerhin aber so selten, daß man sie nicht als Norm für die Beurtheilung eines Gewerbes nehmen darf, das in Europa von mindestens einer halben Million Frauen betrieben wird. Nicht äußerer, sondern innerer Zwang drängt die Meisten in solche Schmach. Als Parent sein statistisches Material geordnet und die Noth als Dirnenwerberin erkannt hatte, rief er, nach einem tiefen Seufzer: „Was verdienen denn unsere Schneidermädchen, Weißnäherinnen, all die Armen, denen die Nadel Brot schaffen soll? Wer ihren Lohn, namentlich den der mittelmäßig begabten, dem der Körperpreisgabe vergleicht, wird sich über die hohe Ziffer der ins Laster Sinkenden nicht mehr wundern.“ Das wurde ums Jahr 1830 geschrieben, ehe die Industrie ihren Siegermarsch begonnen und die Landmädchen in die Fabriken getrieben hatte; schon damals waren von 10 000 eingeschriebenen Prostituirten 3400 der Nähstube entlaufen. Sechzig Jahre später hörten wir vom Pastor Burckhard, daß eine Näherin für ein Duzend Knopflöcher fünf Pfennige, für ein Duzend Damenhemden eine, für einen Damenmantel anderthalb Mark erhielt; und die berliner und wiener Frauenlohnstatistik brachte nicht tröstlichere Kunde. Diese Zustände — Kriminalisten könnten sie Zustandsverbrechen nennen —, die unentbehrliche Grundlagen einer erfolgreichen Welthandelspolitik sind, ersparen den Kupplern die Anwendung von Gewalt und Arglist. Die Menschenwaare stellt sich freiwillig ein, — mit der selben Willensfreiheit, die den Hungern den in die Ladenkasse oder den Bäckerkorb greifen läßt. Und ist die Nachfrage dennoch stärker als das Angebot, dann giebt es stillere Mittel: die aus Entbindungsanstalten, Gefängnissen, Luespitalen ohne Aussicht auf eine Ernähungsmöglichkeit Entlassenen sind leicht gefördert. Und haben sie erst Handgeld genommen, so ist kein Entrinnen mehr; denn die Kupplerin, Bordellwirthin oder Zimmervermieterin sorgt dafür, daß ihr das Mädchen, bei reichlicher Kost und billigem Bazarluxus, immer verschuldet bleibt. Rettung aus der Frohn kann nur die Laune eines Verliebten bringen, der sein Schätzchen für sich allein haben möchte und die zur Auslösung nöthigen Goldstücke

hat. Doch auch von den durch solchen Glückszufall Befreiten kehrt der allergrößte Theil ins alte Gewerbe, die alte Abhängigkeit zurück. Denn mit der Noth muß Anlage oder unausrottbare Gewöhnung zusammenwirken, damit ein Weib in die Schicht taumelt, der Joes Guyot den Steckbrief schrieb: Est prostituée toute personne pour qui les rapports sexuels sont subordonnés à la question de gain. Deshalb ist auch der Prozentsatz der Befehrten abschreckend niedrig. Von 1932 ins Asyl der Guardian Society Aufgenommenen entschlossen sich nur 455 zu dem Versuch, durch Arbeit ihr Brot zu verdienen, und keine Statistik verräth, wie viele davon später wieder offizielle oder Winkelprostitution trieben. Aus dem petersburger Haus der Barmherzigkeit liefen 264 von 425 Prostituirten ins frühere Leben zurück, trotzdem ihnen leidlich bezahlte Stellen angeboten waren. Ähnliche Erfahrungen hat noch jedes Magdalenenstift gemacht, der Bon Pasteur, die Schöpfung der rettigen Maintenon, wie das Dirnenasyl, das elfhundert Jahre vorher Theodora, Justinians Chemeze, am Bosphorus gebaut hatte und das — in Skutari, nah bei einem der dürrsten Wandervelder des Herrn Eduard Sanden — längst zur Wohnstätte Heulender Derwische geworden ist.

Der Wahn, der Prostitution die Nährquellen verstopfen zu können, sollte endlich neben anderen Kinderhoffnungen bestrafet werden. Man hat sie im Lauf der Jahrhunderte gepriesen und verdammt, legalisirt und verpönt, zu Staatsfesten, zur Kurzweil reisender Fürsten herangezogen und in den dunkelsten Schandwinkel geschleucht: sie hat unverwundbar all in ihrer Ununterkeit fortgelebt. Solon gründete Staatsbordelle, Heinrich der Achte trieb bei Trompetenschall alle Dirnen aus den londoner Lusthäusern, Agoraphoren, Gynaikonomen, Aedilen, adelige Marschälle überwachten die feilen Weiber, Päpste patronisirten, Päpste ächteten sie, Ludwig der Heilige, der dritte Heinrich aus dem Hause Valois, Maria Theresia wütheten wider sie mit Eisen und Feuer und der Hohe Rath der Stadt Nürnberg schenkte ihnen in Anerkennung ihrer Verdienste um das sittliche Wohl der Gemeinde, das Bürgerrecht: Alles blieb, Härte und Toleranz, unwirksam. Die Kuppelei, von den einfachsten Formen des lenocinium bis zu den schwersten Fällen der Beihilfe zur Familienprostitution, ist straflos und mit strengen Strafen bedroht gewesen: auch hier keine umwandelnde Wirkung. In Hamburg, wo es, trotzdem Lessing von seinem Steinsitz in eine Lupanarstraße blickt und die Goldene Bierzig für jeden Derbytag neu aufgezputzt wird, nach amtlicher Verkündung des Senates Bordelle nicht giebt, hat man, wohl um die nationale Arbeit zu schützen, den Import ausländischer Bajaderen verboten: seitdem

sind die Hüge nach Bremen besser besetzt. In Berlin hat man das Herbergen Prostituirter als Gewährung der Gelegenheit zur Unzucht mit Gefängnißstrafe bedroht: ganze Häuser und halbe Straßen der belebtesten Stadttheile sind fast ausschließlich von Kontrolmädchen bewohnt, und wenn die Wüthher auf den hohen Unzuchtzins verzichten müßten, könnte der Fiskus nicht mehr auf die Steuerleistung der Hausbesitzer rechnen, die auf die Duldung der Dirnenquartiere und Animirkneipen angewiesen sind. In England brüstet sich Mr. Cant mit der unantastbaren Sittsamkeit seines Stammes. Schon 1830 aber hat Dr. Talbot festgestellt, daß in London jährlich rund achttausend Frauen und Kinder an den Folgen der Prostituirung sterben; 1874 wurde ermiesen, daß in einem einzigen Bordell stets ungefähr vierzig Mädchen und Knaben im Alter von neun bis achtzehn Jahren zu haben waren; und heute findet jeder Zahlungsfähige dort schnell, was er braucht: trainirte Kinder, fresh girls und Stapelwaare. Sogar eine einträgliche Kleinindustrie, die mit Nadel, Faden und gefälschten Attesten der Desflorirten wieder den Marktwert der *virgo intacta* verschafft, ist an der Themse entstanden . . . Und nach solchen Säkularlehren schwaigt man jetzt den Völkern vor, das Uebel müsse schwinden, wenn der Mädchenhandel als neues Delikt in die Strafgesetzbücher aufgenommen und international verfolgt werde. Im allergünstigsten Fall wäre auf diesem Weg doch nur die Ausschaltung des Zwischenhandels, ein freilich sehr zeitgemäßes Ziel, zu erreichen. An Waare wirds auch dann aber nicht fehlen; sie kommt aus den düstersten Tiefen der Gesellschaft — die Reichen, sagt Martineau, ahnen nicht, wie lange die Blumen, die sie theuer bezahlen, meist schon vom Stiel gepflückt sind — und wird in ausreichender Menge geliefert werden, so lange nicht Glend und Ludertrieb, Sehnsucht nach behaglichem Leben und bequemer Brunnstillung beseitigt sind. Was in Tagen unumschränkter Herrschermacht Päpsten und Kaisern, was dem Eisern der Reformatoren und dem schlimmsten Wüthen der Syphilis nicht gelang, wird auch den Loubet, Lardy und Genossen nicht gelingen. Kläger als sie war der Doctor Angelicus, der gelassen das große Wort sprach: „Die Prostitution ist für die Städte, was für den Palast die Kloake ist; schließt sie: und im Palast wird der Gestank unerträglich sein.“ Die bourgeoisen Gewalten sollten sich mit der Gewißheit bescheiden, daß die Kloake parfümirt und von staatlich besoldeten Ärzten kontrollirt wird. Wer in so angenehmen Besitzrechten wohnt, kann sich, auch wenn ihm nicht Humanität als Dessert versprochen wird, sorgenlos an den Frühstücksstisch setzen.



Handelsverträgliches.

Man wird den Deutschen im Reich den Ruhm nicht schmälern dürfen, daß sie ihren neuen Zolltarif gründlich erörtern. Dem Outsider freilich mag es vorkommen, als ob die Macht zolltarifarischer Künste einigermaßen überschätzt werde. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo die ungeahnte Entwicklung der Verkehrsmittel, der industriellen und kommerziellen Technik alte, sadenscheinige Vertragsnetze sprengen; wo mancher zünftige Diplomat oder Handelsminister vor den Königen der Truists und vor der organisierten Arbeiterschaft abdanken muß; wo man sich wieder auf die natürlichen Bedingungen der Gütererzeugung besinnt, das Klima und die physische und geistige Kraft der Menschen mit in Rechnung zieht; wo die Stammesverwandtschaft zur Wirtschaftsgemeinschaft wird; wo das deutsche Volk die Handelspolitik seines Reiches nicht in 946 Zollpositionen und ein paar geschickt gemachten Verträgen erfüllt sieht. Dann wird sich der Blick auch nach dem Südosten unseres Erdtheiles lenken; auf die zwölf Millionen deutscher Volksgenossen da unten. Und Deutschland wird sich fragen: Ist meine wirtschaftspolitische Mission in diesem Gebiet Europas durch den Vertrag vom sechsten Dezember 1891 erschöpft?

Nicht um die Erschmeichelung zoll- und veterinärpolitischer Liebeshwürdigkeiten, nicht um Bismarcks „wirtschaftliche Trinkgelber für befreundete Mächte“ handelt es sich. Der Kern der österreichisch-deutschen Handelsvertragsfrage liegt tiefer. Es kann dem Deutschen Reich nicht gleichgültig sein, ob an seiner südlichen Grenze ein einiges Zollgebiet von 676,446 Quadratkilometern mit einer Bevölkerung von 47 Millionen besteht oder ob dieses Gebiet im Begriff ist, sich zu theilen. Der wirtschaftlichen Trennung würde bald auch die militärische folgen. Der „Monarchie auf Kündigung“ wäre endlich gekündigt. Die durch Herrn von Koerber und Herrn Kossuth junior mit großer Konsequenz in den Vordergrund der Diskussion gerückte Errichtung von Zollschranken zwischen Eis und Trans wäre für die politische Nachstellung der österreichisch-ungarischen Monarchie, für deren militärische Leistungsfähigkeit und für die Dynastie Habsburg-Lothringen von unabsehbaren Folgen, — eine orientalische Krisis, ganz nah dem Herzen Europas. Der nächste Nachbar, das Deutsche Reich, müßte die Wirkungen der Krisis fühlen. Die seit einem Vierteljahrhundert bewährten Bahnen für die österreichische Politik des Deutschen Reiches wären nicht mehr gangbar. Neue Aufgaben, neue Ziele würden sich ergeben.

Gegenüber dem sich vollziehenden Auflösungsprozeß kann das Deutsche Reich eine doppelte Stellung einnehmen. Es kann die Dinge vorläufig gehen lassen, wie sie gehen, und nach eingetretener Zolltrennung zwischen Oester-

reich und Ungarn danach trachten, sich die ehemaligen deutschen Bundesländer Oesterreichs zollpolitisch anzugliedern. Das ist das alldeutsche Programm. Die Idee der Zollunion Mitteleuropas hat seit den Tagen Brucks an Popularität in Oesterreich nicht verloren, obwohl die nationalpolitischen Nebengedanken dieses wirtschaftlichen Projektes ihre Träger gewechselt haben: einst die k. k. Regierung selbst, heute weite Schichten des Volkes. Trotz lebhafter Segnerschaft in den Kreisen der Industrie hat sich der Wunsch, mit den Brüdern im Reich ein gemeinsames Wirtschaftsgebiet zu bilden, mehr und mehr vertieft. Er bildet den Hauptsatz des Zukunftsprogrammes aller deutsch-nationalen Parteien und des Wirtschaftsprogrammes der Alpenländer. Mit der durch eine Zolltrennung bedingten Erschwerung des Vertriebes österreichischer Industrieprodukte auf dem ungarischen Markt würden die Existenzbedingungen vieler Fabricationszweige in Cisleithanien verrückt und untergraben. Selbst der höchste Zollsatz könnte die plötzliche Einengung des Absatzgebietes nicht wettmachen. Und so würden im Lauf der Zeit die Bestrebungen zur Vereinigung mit dem großen und konsumkräftigen reichsdeutschen Absatzgebiet immer lebhafteren Anklang auch bei den Industriellen finden.

Die hier skizzierte Entwicklung der Dinge beruht auf der Voraussetzung, daß die zollunionistische Liebe der Oesterreicher im Reich Gegenliebe findet. Das Eintreffen dieser Voraussetzung ist mehr als fraglich. Wenn auch der machtpolitische Hintergrund, der den folgerichtigen und unbeugsamen Widerstand Bismarcks gegen alle Zolleinigungsveruche durchleuchtete, heute fehlt oder ein anderer ist, so scheint draußen nach Allem, was Unserer in Erfahrung bringt, irgendwelche Neigung zu einer großblickenden Auffassung der österreichischen Dinge doch nur höchst vereinzelt zu bestehen. Dann aber rückt für Deutschland die Nothwendigkeit heran, sich auf andere Weise mit der Krisis im Donaufaate abzufinden. Diese zweite Methode besteht in der Erhaltung des heutigen dualistischen Verhältnisses zwischen Oesterreich und Ungarn.

Man sollte süglich glauben, daß es dazu keineswegs der Einmischung eines Dritten bedürfe, daß vielmehr die über fünfzig Jahre unter dem Szepter des selben Monarchen innerhalb der selben Zollschranken vereinigten Bruderstaaten in erster Linie auf ihr eigenes Wohl bedacht wären. Leider ist die Situation so gründlich verfahren, daß das mehr als Unwahrscheinliche zum Ereigniß geworden und der österreichische Ministerpräsident, wie es scheint, unter stiller Patronanz der höchsten Stelle, das Lösungswort der Zolltrennung selbst ausgegeben hat. Verschiedene Landtage, Handelskammern und erstaunlicher Weise die Vereinigungen jener Industriellen, die nächst der Dynastie in Ungarn am Meisten zu verlieren hätten, haben das neue Feldgeschrei mit Feuer aufgenommen. Die Geister sind gerufen: ob man sie rechtzeitig wieder los werden wird? Nicht ohne wesentliche Aenderung in der Haltung Ungarns,

nicht für eine oder die andere Position des neuen Zolltarifes, die ihren bleibenden Werth ja doch erst durch die Verträge empfängt.

In Ungarn wird etwas weniger gedroht, doch dürfte die Volksstimmung dem Ausgleich kaum minder feindlich sein als in Oesterreich. Der berücksichtigte § 14 — Pakt des Grafen Thun mit Herrn von Szell aus dem Jahr 1860 ermöglcht die so zu sagen automatisch eintretende Trennung des Zollgebietes. Damals wurde als äußerster Termin für die Erneuerung des abgelaufenen Zoll- und Handelsbündnisses das Ende des Jahres 1907 bestimmt. Wenn diese Frist abläuft, „ohne daß die Gemeinschaftlichkeit in Zollangelegenheiten durch die Gesetzgebungen beider Staatsgebiete der Monarchie über diesen Termin hinaus verfügt worden wäre“, dann endet der heute bestehende Reziprozitätszustand des gemeinsamen Zollgebietes und das Privilegium der gemeinsamen Bank. Durch bloße Negation der auf den Abschluß eines Zoll- und Handelsbündnisses hinielenden Anträge Oesterreichs, durch nur passiven Widerstand kann Ungarn die Zolltrennung mit Ende des Jahres 1907 erzielen. Es sieht so aus, als ob Herr von Szell dieses fatale Recht der Option als ein viel wirksameres Drohmittel gegenüber der Krone und der österreichischen Regierung zu gebrauchen versteht, als es die energischen Reden des Herrn von Koerber und die papiernen Resolutionen der Landtage und industriellen Verbände sind. Aber auch dem führenden Staatsmann Ungarns könnte passieren, daß die öffentliche Meinung seines Vaterlandes ihm den Weg zurück zum Zollbündniß mit Oesterreich versperrt.

Der österreichischen Volksvertretung ist durch den unerhörten Mißbrauch des vierzehnten Paragraphen des Staatsgrundgesetzes das Rückgrat gebrochen. Das nur für einzelne Fälle vorgesehene Nothverordnungsrecht des § 14 ist in den letzten Jahren geradezu ein Supplement des parlamentarischen Gesetzgebungsrechtes geworden. Was der Reichsrath nicht bewilligt, wird durch die Majestät des § 14 verordnet. Fast kein Gebiet der Legislation ist verschont geblieben. Der größte Theil der vom § 14 getroffenen Verfügungen ist in praktisches Leben übersezt und kann physisch nicht mehr rückgängig gemacht werden. Steuern sind erhoben und verausgabt. Geldzeichen sind eingeldt und eingestampft. Das hat die traurige Folge, daß an die Wirksamkeit der österreichischen Verfassung Niemand mehr recht glaubt. Der Widerstand eines Parlamentes, das man stets bequem durch den § 14 ersetzen kann, gilt so viel wie nichts. Nun lernt man den Werth einer aufrechten Volksvertretung schätzen, da man sie Ungarn gegenüber vermisst. Könnte Herr von Koerber, wie es Herr von Szell vermag, auf ein selbstbewußtes Abgeordnetenhaus zeigen, das dem ungarischen einen österreichischen Willen entgegenzusetzen vermöchte, dann wäre seine Stellung fest. Heute aber wird jeder Hinweis auf den etwa möglichen Widerstand des österreichischen Reichs-

rathes durch den Gedanken abgeschwächt, daß im ärgsten Falle immer noch der § 14 die Volksvertretung bereitwillig ablösen wird.

Es wäre ein Unrecht, zu übersehen, daß das Jahre lang währende Regime des Nothverordnungsrechtes unter den Abgeordneten selbst verheerende Wirkung geübt und in vielen von ihnen das Verantwortlichkeitsgefühl auf ein sehr geringes Maß beschränkt hat. Die Herren Deputirten haben sich nur zu gern in der Pose des unentwegten Verweigerers wohlgeföhlt, während sie doch sicher waren, daß die von ihnen abgelehnte Arbeit der § 14 verrichten würde. Das Parlament, als der zum Staatswillen erhobene Volkswille, darf sich um die großen Aufgaben, die dem Staate die Zeit stellt, unter gar keinem Vorwand herumdrücken. Alle Politik besteht in Kompromissen. Eine ideale Lösung politischer Probleme, ohne Zurückstellung heißer Wünsche, giebt es nicht. Wer in das Staatsleben positiv eingreifen, wer Neues schaffen und vorwärts schreiten will, Der muß auf das Bessere verzichten, darf manches Unrecht nicht sehen, hat häufig Ja zu sagen, wo das Herz Nein rufen möchte. Ein Parlament, das nicht fähig ist, selbst unpopulär scheinende Fragen zu beantworten, scheidet sich aus der Mitwirkung am Staatsleben aus. Das ist ungefähr die Lage des österreichischen Abgeordnetenhauses. Hinter der Regierung steht keine Volksvertretung, die bereit wäre, Abmachungen mit Ungarn zu genehmigen. Herr von Koerber hat weder ein Parlament, dessen Widerstand Ungarn erschrecken könnte, noch eins, auf dessen Zustimmung Ungarn sich verlassen könnte. Mit Hilfe des § 14 hat man es glücklich dahin gebracht, daß das österreichische Abgeordnetenhaus weder ein gültiges Ja noch ein gültiges Nein zu sagen vermag. Nur ein wirklich verbesserter Ausgleich hätte die Macht, das österreichische Parlament mitzureißen und über den toten Punkt zu bringen; jedem Verbesserungsantrag aber setzt Ungarn ein starres Quod non entgegen.

Hier nun dürfte der Moment gekommen sein, wo eine reichsdeutsche Intervention am Platz wäre. Nicht in einer bevormundenden Form und nicht in einer die Souveränitätsrechte der beiden Staaten der österreichisch-ungarischen Monarchie beeinträchtigenden Weise. Sondern durch den zwischen dem Deutschen Reich und der Monarchie abzuschließenden Handelsvertrag. Die Souveränität der vertragsschließenden Theile ist unantastbar. Dennoch kann das Deutsche Reich kraft seiner wirtschaftlichen Ueberlegenheit Bedingungen für den Abschluß eines Handelsvertrages stellen, die auf den Weiterbestand der österreichisch-ungarischen Monarchie abzielen. Deutschland setzt ungefähr den zehnten Theil seines Exportes nach Oesterreich-Ungarn ab, während von der österreichisch-ungarischen Ausfuhr etwa die Hälfte nach Deutschland geht. Namentlich das agrarische Ungarn könnte unmöglich zur selben Zeit auf das österreichische und auf das deutsche Absatzgebiet verzichten.

Die reichsdeutschen Politiker haben es daher in der Hand, dadurch, daß sie den Abschluß des neuen Handelsvertrages von der Erfüllung gewisser Bedingungen abhängig machen, den Auflösungsprozeß Oesterreich-Ungarns zum Stillstand zu bringen und den Selbständigkeitsgelüsten Ungarns eine wirksame Grenze zu setzen, ohne seiner Souveränität irgendwie nah zu treten und ohne die wohlverstandenen wirthschaftlichen Interessen dieses aufstrebenden Landes selbst irgendwie zu verletzen. Denn es ist eine Utopie, wenn man jenseits der Leitha glaubt oder zu glauben vorgiebt, man könne im Zeitalter des Weltverkehrs und der handelspolitischen Komassationen ein kleines, selbstgenügsames und dennoch industrielles Ungarn mit Zollschutz und Zollkrieg aufpäppeln.

Von welcher Art wären nun diese Bedingungen? Es kann sich dabei nur um Dinge handeln, die nach alter Gewohnheit durch einen Handelsvertrag geregelt werden und die insbesondere auch das wirthschaftliche Interesse des Deutschen Reiches berühren.

Ein sehr lebhafter Konflikt zwischen Cis- und Transleithanien besteht im Gebiet der Veterinärfrage. Oesterreich will eine Grenzkontrolle, Ungarn hat 1899 die Gültigkeit der ungarischen thierärztlichen Zeugnisse auch für das österreichische Gebiet durchgesetzt. Der zwischen dem Deutschen Reich und Oesterreich-Ungarn zu erneuernde Handelsvertrag wird voraussichtlich eine Ausgestaltung der Veterinärkonvention in dem Sinn bringen, daß eine auf wissenschaftlicher Basis beruhende Grenzkontrolle unter Mitwirkung der interessirten Staaten eingeführt wird. Kein Staat soll gehalten sein, krankes Vieh die Grenze überschreiten zu lassen. Aber jeder Staat soll in dem bestimmten Fall sich mit wissenschaftlicher Objektivität die Ueberzeugung verschaffen können, daß der beanstandete Transport wirklich verseucht war. Es gehört nicht viel juristische Baukunst dazu, um in die zwischen dem Deutschen Reich und Oesterreich-Ungarn abzuschließende Veterinärkonvention auch die Anordnung der Grenzkontrolle zwischen Oesterreich und Ungarn einzufügen.

Ein weiterer Punkt betrifft die Gültigkeitsdauer des Vertrages und deren Zusammenhang mit der Dauer des österreichisch-ungarischen Zoll- und Handelsbündnisses. In früheren Perioden fiel die Gültigkeitsdauer beider Vertragsverhältnisse nicht zusammen. Der Fortbestand der Handelsverträge mit dem Zollaussland war ein Ansporn, das inzwischen abgelaufene österreichisch-ungarische interne Zoll- und Handelsbündniß zu erneuern, weil jeder der beiden Staaten der Monarchie durch den Abschluß der Handelsverträge mit dem Zollaussland gewissermaßen auch die Garantie für den Weiterbestand des österreichisch-ungarischen Zollgebietes während der Handelsvertragsdauer auf sich genommen hatte. Bei den bevorstehenden Verhandlungen wird es die Aufgabe des Deutschen Reiches sein, die Frage zu stellen, auf wie lange

Dauer sein Kompaziszent — die österreichisch-ungarische Monarchie — in seiner Existenz und Vertragsfähigkeit weiter bestehen werde. Das Deutsche Reich kann den Abschluß eines Handelsvertrages mit der Monarchie von einer zeitgemäßen Sicherung des diese Monarchie selbst zusammenhaltenden Zoll- und Handelsbündnisses abhängig machen.

Nicht minder wichtig ist die Erledigung einer Reihe von Eisenbahnfragen. Und zwar nicht allein tarifartischer Art; auch was den Bau und den Betrieb gewisser Linien, zum Beispiel nach der Adria und der Levante zu, anbelangt, giebt es Wünsche, in denen die Interessen des Deutschen Reiches und der österreichischen Reichshälfte vollkommen übereinstimmen. Die Behinderung der völkerrechtlich garantierten Freiheit der Donauschiffahrt durch die ungarische Transportsteuer ist eine europäische Blamage. Der Ausbau des Donau-Ober- und Donau-Elbe-Kanals erschließt dem reichsdeutschen Handel eine Wasserlinie nach dem Orient. Sache des neuen Vertrages wird es sein, die Freiheit der Donauschiffahrt im Sinn des geltenden Völkerrechtes wieder herzustellen. Aber auch da, wo es sich um die Hinderung des Verkehrs industrieller Produkte in Ungarn handelt, wie sie neuerdings durch die übermäßige Besteuerung sogenannter Zweigniederlassungen, durch Verfügungen verkehrspolizeilicher Art, durch die Drangsalirung von Geschäftsreisenden, durch die handelsvertragswidrige Ausgestaltung des öffentlichen Lieferungswesens in Ungarn versucht wird, könnte das Deutsche Reich mit seinem Vertrag Oesterreich wirksame Hilfe bringen. Bekanntlich hat Herr von Koerber die Aufnahme einer Loyalitätsklausel in das Zoll- und Handelsbündniß und die Errichtung eines gemeinsamen Schiedsgerichtes zur Austragung strittiger Fragen des Zoll- und Handelsbündnisses verlangt. Wäre es dem Deutschen Reich unmöglich, in einer passend erscheinenden Form diese billigen Begehren zu unterstützen?

Das ruhmvoll wieder errichtete Deutsche Reich und die schmerzvoll aus dem staatsrechtlichen Verbands, dem sie durch tausend Jahre angehört, ausgeschiedenen deutschen Bundesländer Oesterreichs haben dem nächsten Orient, Ungarn, gegenüber viele gemeinsame Interessen. Diese bei dem Abschluß der kommenden Handelsverträge zur Geltung zu bringen, wäre eine Aufgabe von großer wirtschaftlicher, politischer und kultureller Bedeutung, weit hinausgehend über die landläufigen handelsministeriellen Ressortleistungen. Ungarn ist bereit, sein Uebergewicht innerhalb der Monarchie rücksichtslos auszunützen und einen seinem Agrarexport günstigen Handelsvertrag mit Kompensationen auf Kosten der österreichischen Industrie zu bezahlen. Wenn die reichsdeutschen Unterhändler darauf hinielen, dann ist das Geschäft rasch gemacht, — § 14 steht zu Gevatter. Aber der kleine Vortheil weniger Jahre wäre mit einer unaufhaltsam eintretenden südosteuropäischen Krise, mit der Trennung der

österreichisch-ungarischen Monarchie erkaufte. Hat der Fortbestand dieses Staatengebildes für das Gleichgewicht unseres Erdtheiles, für die Ruhe und Entwicklung des deutschen Volkes noch einigen Werth, dann ist die Zeit gekommen, das volle Gewicht der wirtschaftlichen Großmacht des Deutschen Reiches in die Waagschale zu werfen. Dann werden seine leitenden Männer Bismarcks Wort zu bethätigen haben: „Wir dürfen Oestreich nicht verlassen.“

Brünn.

Dr. Otto Lecher,

Mitglied des österreichischen Reichsrathes.



Die Wagner-Frage.

Die vorige Betrachtung*) hat uns noch nicht zu dem Wesentlichen des Problems geführt, dessen Name lautet: Wagner und die Zukunft der Musik. An die Kernfrage rühren wir erst, wenn wir auf die Bedeutung des wagnerischen Lebenswerkes für die Zukunft der musikalischen Produktion eingehen.

Bei Marsop lag das Schwergewicht auf dem Gedanken: Wagners ganzes Leben ist nur dem einen großen Ziel, der Schöpfung des musikalischen Dramas, gewidmet gewesen. Soll uns die Frucht dieses Lebens nicht verloren gehen, so müssen wir diese Kunstform erhalten und Alles fördern, was sie erhalten kann, selbst mittelmäßige Werke aufführen, wenn sie nur musikalische Schöpfungen für die Bühne sind. Daß diese Schlussfolgerung falsch und künstlerisch halt- und zwecklos ist, haben wir gesehen. Nicht auf die Kunstform kommt es an — ganz abgesehen davon, daß es eine höchste nicht gibt —, sondern auf den Geist, der zu der vollkommenen Leistung in einer Form geführt hat. Also nicht das Musikdrama wollen wir um jeden Preis erhalten wissen, wohl aber die künstlerischen Ideen, die es Wagner ermöglichten, das Höchste in dieser einen Form zu leisten. Und diese künstlerischen Ideen, die ja zum großen Theil nicht spezifisch musikdramatischer Natur sind, wollen wir auf alle musikalischen Kunstformen anwenden und so in jeder die Höhe erreichen, die in jeder zu erreichen ist. Mit anderen Worten: das ganze Gebiet der Musik mit den grundlegenden Kunstanschauungen Wagners zu durchdringen und überall die Reinigung und Erhöhung zu vollziehen, die ihm auf dem Gebiete der Oper geglückt ist: Das dünkt mich der Kern der Wagner-Frage. Vielleicht ist's schon nicht mehr Wagner-Frage; vielleicht müßte man's eher Liszt-Frage nennen. Eine kurze Abschweifung stellt vielleicht klar, wie Das gemeint ist.

*) S. „Zukunft“ vom 26. Juli 1902.

Jedem, der sich lange und vielseitig mit Fragen der modernen Tonkunst beschäftigt hat, drängt sich fast unwillkürlich der Gedanke auf, ob einer der Hauptfaktoren in der Entwicklung dieser Moderne, nämlich die Persönlichkeit Liszts, bisher richtig eingestellt worden ist. Daß man von einem wirklichen Durchbringen seiner Werke bisher noch nicht reden kann, dafür sprechen die Thatfachen. Aber daß auch der eigentliche Wagnerianismus um ihn fast geflissentlich in weitem Bogen herumgeht: Das müßte stutzig machen. Sollte vielleicht die Zeit Liszts erst kommen, wenn wir uns mit Wagner völlig auseinandergesetzt haben? Sollte hier vielleicht ein ähnliches Verhältniß vorliegen, wie es die Geschichte bei Schiller und Goethe erlebt hat? Es sind mancherlei Aeußerlichkeiten, die Schiller neben Wagner zu stellen erlauben. Wie Jener vom Sturm und Drang ausgeht und seine „Räuber“ schreibt, so beginnt Wagner mit seinem „Rienzi“ im Anschluß an die große Oper als die damals herrschende Kunstrichtung. Wie bei Schiller, so halfen bei Wagner zur Erhebung in eine höhere Sphäre kunsttheoretische und philosophische Spekulationen mit, die bei Beiden einen großen Theil ihres Lebenswerkes ausfüllen. Dort Kant, hier Schopenhauer. Beiden ist das Theater die eigentliche Stätte künstlerischer Thätigkeit, Beide fassen es, wenn auch in verschiedenem Sinn, als moralische Anstalt, Beide schaffen nach bewußten Grundjahren, lieben künstlerische Tendenz, Beide sind aus Prinzip und mit Konsequenz deutsch-national, Beide geben in der Tyrif und in anderen Kunstformen zwar auch Proben ihrer Kraft, sind doch im letzten Grunde aber die großen Pathetiker des Theaters, die die gewaltigen Akkorde des Monumentalen und Tragischen mit Vorliebe spielen, dabei immer rein philosophisch und durch ästhetische Spekulationen beeinflusst. Ihrer ist auch zunächst das Feld. Sie sind zunächst Gegenstand des Kultus und machen Schule. Die Zeit Goethes und Liszts kommt später. Ich betone gleich jetzt: der Vergleich soll nicht ausgebreitet werden und zum absoluten Werthmesser dienen, er soll nur anregen. Es ist selbstverständlich ausgeschlossen, die Persönlichkeit Liszts auf eine Stufe mit dem Wesen Goethes zu stellen. Aber fehlen denn die Berührungspunkte ganz? Ist nicht besonders das Verhältniß zu Schiller und Wagner ein ganz ähnliches? Nicht nur die Aeußerlichkeiten stimmen, daß Jene die materiell Fördernden, die selbstlos Helfenden waren. Auch die geistigen Anregungen sind da. Man bedenke nur immer, in welche frühe Zeit Liszts symphonisches Schaffen fällt, und denke daran, daß die große Pause in Wagners musikalischem Schaffen und der Sprung in seiner Tondichtungsweise eben doch mit den Anregungen, die Liszts Phantasie ihm gab, in Zusammenhang steht. Und könnte man sich nicht zu dem Ausspruch Goethes, der einmal in einer ernsten Stunde sagt, daß er doch viel Zeit durch das Eingehen auf Schillers Ideen und durch die Beschäftigung mit ihm verloren habe,

eine Analogie bei Liszt denken, der so unendlich viel für Wagner gewirkt und dabei das Weiterbauen seiner eigenen künstlerischen Pläne veräußert hat?

Auch wenn man Neugierlichkeiten, wie das weltmännische Wesen Goethes und Liszts, ihre Thätigkeit auf allen Gebieten der Kunst, ihre univervellen Interessen, ihre Beziehungen zu den Mächtigen der Erde als nebensächlich außer Spiel läßt und auch wenn man nicht zugiebt, daß sich gegenüber der Geschlossenheit der Dramen Schillers und Wagners das in gewissem Sinn Fragmentarische von Hauptwerken Goethes, wie Wilhelm Meister und Faust, gar wohl mit der experimentirenden, suchenden Natur Liszts als Tonbildner vergleichen lasse, wird man doch zugeben, daß die geistige Macht, die von Liszt ausgeht, der Wagners eben so überlegen ist wie die Goethes der Schillers. Man muß bei Liszt auch seine Schüler mit als Werke nehmen. Die geistige Verschwendung, die er diesen oft recht Unwürdigen gegenüber trieb, muß auch als künstlerisches Schaffen gelten. Und wenn wir die wirklich bedeutenden unter ihnen — man denke an Peter Cornelius, Alexander Ritter, Hans von Bülow, Felix Draeseke, Anton Urspruch —, wenn wir sie und die jüngeren als Phalanx lisztischen Geistes ins Treffen führen, dann kommt wohl eine geistige Bewegung zu Stande, die auf dem verhältnismäßig kleinen Gebiet der Musik sich der Bedeutung des goethischen Geistes auf dem weiten Felde des Allgemein-Menschlichen vergleichen läßt. Aber wie man erst die ganze Kraft und Größe Schillers in sich aufgenommen haben mußte, um zu Goethe vordringen zu können, so wird auch erst Alles, was Wagner für das eine Gebiet des musikalischen Dramas an Anregungen gegeben hat, verarbeitet sein müssen, ehe wir die Univervalität Liszts als treibende Kraft in der weiteren Entwicklung der Kunst verwerthen können. Und im Gegensatz zu der nothwendigen Einseitigkeit Schillers und Wagners, die vom Theater ausgingen, alle Kraft dafür einsetzten und alle geistigen Kräfte philosophischer Theorien zu Hilfe nahmen, um ein spezielles Ideal zu verwirklichen, heißt das Ideal Goethes und Liszts, das ohne die Tendenz-Reflexionen aus dem Vollen des Lebens und der Natur schöpft: Homo sum, nil humani a me alienum puto.

Die Abschweifung ist groß geworden und findet vielleicht wenige Freunde. Ich bitte nochmals, die Gedanken darin nicht in Stiefel zu schnüren und nicht zu schematisiren, was nur die Betrachtung der musikalischen Zukunft nach einer Seite hin anregen und gerade aus dem Schematismus einer Partei befreien soll. Wie man sich zu Liszt als Künstler verhält, ist für die hier angestellte Erörterung nicht so ausschlaggebend wie die Erkenntniß von der univervellen und lange nicht überwundenen geistigen Kraft seiner Kunstausfassung und seiner persönlichen Anregungen.

Ob wir Das, was nun noch zu behandeln ist, unter dem Namen Liszt oder Wagners aussprechen, ist immerhin schon deshalb belanglos, weil

es ganz leicht ist, Das, was Wagner für eine Kunstform erreicht hat, für die anderen als Forderung geltend zu machen. Nur wenn uns der enge Horizont eines Theiles seiner Anhänger streitig macht, daß nach Wagner überhaupt noch ernstlich außerhalb des Musikdramas absolut höchste Leistungen möglich wären, und wenn man diese Behauptung als *verba magistri* hinstellt, würden wir Litz in den Mittelpunkt rücken müssen, um den intoleranten Einseitigkeiten eines so engen Horizontes zu entgehen. Ich habe vorhin gesagt: Der Kern der Wagner-Frage ist, daß auf allen Gebieten der Musik die Befreiung, Reinigung und Erhöhung erreicht wird, die Wagner im musikalischen Drama durchgesetzt hat. Natürlich ist darin eingeschlossen, daß sie für die musikalischen Bühnwerke nicht verloren geht.

Und damit will ich beginnen, ohne diesen Theil darum zur Hauptsache zu erheben. Ich sagte schon, daß ich selbstverständlich alle Forderungen Marfops billige, die diesen Theil der wagnerischen Reformen erhalten sollen. Und eben so gönne ich natürlich allen den ernst strebenden Komponisten, die für die Bühne schaffen, die Unterstützung aller Theaterdirektionen und des Publikums. Nur soll man nicht, nachdem einzelne Theater ihren künstlerischen Idealismus bewiesen und den Komponisten die Möglichkeit gegeben haben, die Probe auf ihre Rechnung zu machen, eine Haupt- und Staatsaktion aus der allseitigen Aufführung dieser Werke machen, die doch zum großen Theil nur Versuche sind. Und zweitens soll man nicht wähnen, daß man Wagner erfaßt habe, wenn man den früheren Reichthum der auf einer Bühne möglichen Kunstformen zu Gunsten des Musikdramas beschneidet oder seine Grundgesetze auf Stoffe anwendet, die eine ganz andere Behandlung verlangen. Jeder Stoff, jeder Inhalt schafft sich seine besondere Form und selbst die alten Formen brauchen nicht endgiltig überwunden zu sein, sondern können, wenn es der Stoff verlangt, wieder aufleben. Der Bühne steht der ganze Reichthum menschlichen Geschehens zur dramatischen Behandlung zur Verfügung und nicht nur die großen Affekte und Lebensstimmungen, wie sie das Musikdrama verlangt, haben Anrecht auf künstlerische Gestaltung. Wagners Geist bleibt nur lebendig, wenn man für jede Art menschlicher Lebensäußerung die künstlerische Form findet, die innerlich wahr Das verkörpert und wiedergibt, was sie ausdrücken soll. Nicht nur das Zurückbleiben hinter der Aufgabe, das Kleinliche und Komoebiantenhafte im Theaterwesen, gegen das Wagner vorging, ist verwerflich: auch das Ueberschreiten der Grenzen, das Arbeiten mit unwahrem Pathos und übertriebenen Mitteln, wo sich um engere Bezirke des menschlichen Lebens handelt, ist unwahr.

Hält man überall daran fest, daß man weder den Geist der Sprache noch den der Musik noch die Gesetze der dramatischen Psychologie verlegt, so wird man auch auf der Bühne einen Reichthum von dramatischen Ge-

staltungen haben können, ohne den eigentlichen Kern der Reformen Wagners zu verletzen, die im letzten Grunde doch nur Eins ausschließen: die künstlerische Unwahrscheinlichkeit.

Bauen wir so weiter aus, was Wagner begonnen, und fördern wir kräftig Alle, die in seinem Geiste für die Bühne schaffen, so dürfen wir doch nicht vergessen, wie viel wichtiger es für die künstlerische Zukunft ist, daß außerhalb des Theaters für alle Musik die selben Grundanschauungen maßgebend werden, die Wagner bei seinem Schaffen leiteten. Wichtiger ist diese Erweiterung der wagnerischen Reform, weil wir hier auf Dinge kommen, die viel tiefergehenden Einfluß auf die musikalische Kultur des ganzen Volkes haben. Es ist nicht möglich, eine wirklich künstlerische Kultur dadurch zu erzeugen, daß man einzelne Kunstleistungen ins Vollkommene steigert und durch einzelne künstlerische Ereignisse den Geschmack auf einige Stunden oder Tage in die Höhe reißt, während man den Alltag im geistlosen Getriebe einer Ackerkunst zubringen läßt. Das wäre ungefähr so, wie wenn ein Religionstifter alle Vierteljahre einmal eine ekstatische Erhebung ins Göttliche vorschriebe und im Uebrigen seine Gemeinde in aller Weltlichkeit wandeln ließe. Das ist freilich sehr bequem und modern und ganz im Sinn der Dekadenten, die zu einer gleichmäßigen, das ganze Leben beherrschenden tiefen Auffassung nicht kommen können, sondern sich für ihre künstlerischen „Erregungen“ besonders reizen und salben, um ihrem inwendigen Menschen wieder einmal einen „Genuß“ zu verschaffen. Es ist ganz richtig: „Hohe Kunst hingebungsvoll in sich aufzunehmen, kann kein Alltagslebniß sein“; aber auch kein Feiertagslebniß eines nur darauf dressirten Menschen, der sonst blöd vor sich hinlebt. Darum ist es gänzlich verfehlt Kunstpolitik, für die Pflege jener Feiertagsaufführungen alle beste Kraft freizumachen. Viel wichtiger ist, alle künstlerische Thätigkeit mit dem Geiste, der dort besonders kondensirt ist, zu durchdringen und zu verinnerlichen. Der Anfang ist ja so gut wie überall gemacht. In den wichtigsten großen und kleinen Kunstformen spüren wir den Geist Liszts und Wagners; in der Art, wie man das ganze öffentliche und häusliche Musikleben zu verbessern sucht, zeigen sich die Einflüsse jener Anregungen.

Nur ganz im Allgemeinen kann hier angedeutet werden, wo noch besonders viel zu arbeiten, wo der rechte Weg noch nicht gefunden ist.

Beginnen wir mit dem Lied. Die positiven Leistungen Liszts auf diesem Gebiet, die von ganz anderen Mächten beeinflusst sind und zur Erklärung ihres Wesens einer besonderen Studie bedürften, kommen hier nur zum kleinsten Theil in Betracht. Neben den Anfängen, die wir bei Peter Cornelius und Alexander Ritter finden, hat trotz manchen Bedenken doch Hugo Wolf die bedeutendsten Leistungen geschaffen. Richard Strauß liegt schon

etwas abseits von der direkten Entwicklungslinie. Für die Zukunft der Form wäre vor allen Dingen nothwendig, daß der früher bereits einmal vorhanden gewesene Reichthum an Uartten des einstimmigen, begleiteten Gefanges sich wieder fände und daß jede dieser Gattungen, ganz im Sinn von Wagners Reformen, sich ihr spezielles musikalisches Gewand schäfe. Der Sieg ist noch lange nicht unbestritten. So lange selbst Wagnerianer schlecht deklamirte, innerlich haltlose Lieder komponiren und als modern kritisiren können, so lange in den Konzertsälen solche Stücke unbeanstandet durchgehen, ist es nur Phrase, wenn sich die Menge der Musikanten brüstet, Wagner verstanden oder gar überwunden zu haben. Der Kern der Frage bleibt: ob überall die genannten Grundgesetze unbewußt oder bewußt in Kunst umgesetzt sind.

Nur im Vorbeigehen sei gestreift, daß auch in der Kammermusik, die höhere Klaviermusik eingeschlossen, noch viele neue Pfade unbetreten sind, nach denen die Wegweiser zeigen, die Wagner und Liszt aufgestellt haben. Um Mißverständnisse zu vermeiden, sei wiederholt daran erinnert, daß es sich nicht um mechanische Uebertragung von Techniken oder Stilgesetzen handelt, sondern gerade um das selbständige Auffinden der neuen Ausdrucksformen, die der bestimmten Kunstgattung entsprechen.

Das Selbe gilt vom symphonischen Schaffen. Gerade um dieses ist der Streit jüngst wieder entbrannt und Marsop hat in einer Reihe pikanter Feuilletonartikel in der neuen Zeitschrift „Die Musik“ ausgesprochen, daß es vergebene Liebesmühe ist, auf symphonische Schaffen die Prinzipien der musikdramatischen Ausdrucksweise anwenden zu wollen, zumal ja überhaupt die Symphonie durch das Musikdrama abgelöst, also ihrer kunstgeschichtlichen Bedeutung beraubt sei. Leider thut in so ernsten Fragen alle Philanterie und alle glänzende Salonberedsamkeit nicht. Die ganze Darlegung ist im Grunde nichts als ein Ausspinnen der Gedanken, die Wagner in seiner Schrift „Ueber die Anwendung der Musik auf das Drama“ ausgesprochen und durch Beispiele erläutert hat. Sie vergißt aber ein wesentliches geschichtliches Moment, nämlich die Entwicklung der Symphonie vor Wagner. Daß diese mit Nothwendigkeit nicht etwa, wie Wagner meinte, allein zu dem Musikdrama, das freilich ohne sie nicht möglich wäre, sondern eben so gut zur symphonischen Dichtung oder Phantasie drängte, kann man nur leugnen, wenn man weder das Wesen der Symphonie Beethovens noch das der symphonischen Dichtung Liszts klar vor Augen hat.

Ohne Weiteres wird zugegeben, daß es zwecklos ist, die spezifisch musikdramatischen Elemente auf das symphonische Schaffen zu übertragen. Denn damit verlegte man ja sofort das Urgesetz alles modernen Kunstschaffens: daß jedes Material und jeder Vorwurf seine bestimmte, Form und Gesetz gebende Eigenkraft hat. Aber nun fragt sich nur: Was sind denn die spezifischen Bühnenelemente?

Ich kann hier nicht auf Einzelheiten eingehen, sondern nur betonen, daß die Anwendung symphonischer Leitmotive, die, wohlgemerkt, ganz anders gestaltet und verwendet sein wollen als die des Theaters, durchaus nicht von der Szene abgeleitet ist, sondern sich mit Nothwendigkeit aus der Art des thematischen oder motivischen Arbeitens, wie es uns Beethoven in der Symphonie gelehrt hat, ergeben mußte. Natürlich ist von den Anfängern, den Pfadfindern der Richtung, zum Beispiel von Berlioz, ja, auch noch von Liszt, Vieles versucht worden, was sich eben thatsächlich als fälschliche Anwendung dramatischer Prinzipien erwies. Aber es wäre verkehrt, darum das symphonische Schaffen entweder ganz als überwunden ansehen oder auf den Normalstatus vom Jahr 1820 zurückschrauben zu wollen. Bei ruhiger, sachlicher Betrachtung ergibt sich auch die Möglichkeit, ohne Ueberschreitung der Grenzen des symphonischen Schaffens oder der reinen Instrumentalmusik diese Kunstform mit steter Beobachtung der Elementarforderungen Liszts und Wagners weiterzubilden. Wir müssen der reinen Instrumentalmusik auch in Zukunft, als vollkommen gleichberechtigt mit dem Musikdrama, die höchsten Aufgaben stellen, schon darum, weil es menschliche und metaphysische Probleme giebt, die nur durch sie künstlerisch zu bewältigen sind.

Wollten wir einseitige Musikdramenzüchtung treiben, so würde uns aber noch ein weiteres, höchst wichtiges Glied in der Kette der musikalischen Kunst verloren gehen, das gleich der reinen Instrumentalmusik die gewaltigsten Stoffe zu bewältigen hat, Stoffe, deren Verarbeitung nun und nimmer dem Musikdrama möglich ist.

Auch die Chorwerke großen Stils, die Oratorien, Historien und Kantaten, sind unerseßlich und der Weiterbildung im Geiste Wagners fähig und bedürftig. Ich halte die künstlerische Größe gerade dieser Kunstgattung für so außerordentlich wichtig, weil sie eigentlich die einzige, wenigstens die einzige größeren Stiles ist, die dem Kunstfreunde thätigen Antheil an ihrer Wiedergabe erlaubt. Die Art, wie große Chorwerke heutzutage aufgeführt werden, die Nothwendigkeit, daß Dilettanten sich Monate lang intensiv mit einem Werk beschäftigen, muß doch bei den Leuten, die sich mit Fragen der allgemeinen künstlerischen Kultur beschäftigen, die Einsicht dämmern lassen, daß hier ganz außerordentlich starke Mächte, die zum Guten oder zum Schlechten wirken können, in Betracht kommen, deren sichere Leitung im Interesse der Hebung des künstlerischen Geschmacks eine der wichtigsten, wenn nicht die wichtigste Aufgabe der musikalischen Erziehung ist. Auch in der Kunst ist ja Gewöhnung an Gutes und absolutes Fernhalten alles Minderwerthigen die erste Erziehungsregel.

Wie aber sind diese Kunstwerke beschaffen? Hat hier der Geist Wagners, der einst gegen die Unnatur in der Oper, gegen ihren seichten Text und

ihre Oberflächenmusik herzog, auch nur die geringsten Folgen gehabt? Und haben die Kritiker und Dirigenten, die sich Fortschrittler nennen und meinen, Wagner innen und außen zu kennen und seine Reformen verstanden zu haben, haben die Wagnerianer in der Presse gegen die abscheulichen Zustände auf diesem Gebiet Front gemacht? Nein: sie hatten wagnerianische Haarspaltereien vorzunehmen oder neue, halbe Versuche auf dem Gebiete des Musikdramas in den Himmel zu heben.

Und dabei werden künstlerisch so tief stehende, in Text und Musik gleich geistlose Nachwerke wie August Klughardts „Zerstörung Jerusalems“ und Max Bruchs „Gustav Adolf“ nicht nur geschrieben, sondern auch von der Kritik und dem Publikum begeistert begrüßt. Dabei darf man mit Triumph verkünden, daß Klughardts Jerusalem innerhalb zweier Jahre sechzigmal zerstört worden sei und mit seiner Mendelssohn-Nachahmung und jener unnüchlichen Kräftelosigkeit, mit der geschickten Wache und dem Liedertafelstil die Herzen aller Hörer gerührt habe. Wo bleiben da die Leute, die Wagner gepachtet zu haben glauben, wo rüstet man sich energisch, den Geschmack des Publikums vor dieser Verwässerung und Versandung zu bewahren? Wo ist die „unabhängige Kritik“, wo sind die modernen Dirigenten?

Natürlich geht Wagners Werk darum nicht zu Grunde. Ich werde mich hüten, in die Tiraden zu verfallen, die ich aus Marsops Brochüre citirt habe. Wagners Kunst wird bleiben und seine Reformgedanken auch und die Musikfabriken, die uns mit Oratorien versorgen, werden Geschäfte machen und dann einst wüst und leer stehen. Aber ist nicht jammerschade um die Unmenge von Zeit, Geld und Kraft, die für diese Nichtigkeiten auf dem deutschen Kunstmarkt verschwendet wird? Muß es Einem nicht weh thun, Tausende von gutwilligen Kunstfreunden, dank der Gewissenlosigkeit oder Gleichgiltigkeit ihrer Führer, Monate lang in dieser geisttötenden, geschmackverderbenden Lust herumlaufen zu sehen?

Ich will nicht sagen, daß es nur bei den großen Chorwerken so übe aussieht. Auch im Symphoniekonzert erlebt man die tollsten Dinge. Wenn man da mit der Wiene, Etwas für die neue Kunst zu thun, nämlich: eine Novität herauszubringen, den Leuten Tschaiwowski kredenz, der in der Hauptsache ein äußerst geschickter, temperamentvoller Unterhaltung- und Salonmusiker war, und wenn dessen Konzertgartenmusik als Offenbarung neuer Kunst gepriesen wird, wenn die Kritik sich nicht entblödet, ihn mit unseren großen Geistern der Instrumentalmusik in einem Athem zu nennen und seine Pathétique, deren zweiter und dritter Satz doch nur Spielereien sind, als die größte Leistung seit der Neunten Beethovens hinzustellen, und wenn das Alles nicht irgend einem Winkelblattschreiber passiert, sondern Leuten, die sich auf ihre Beziehungen zu Liszt und zu Bayreuth Etwas zu Gute

thun, — ja, haben wir da Zeit, Wagner durchzusetzen, indem wir deutsche Bühnenhäuser für Musikdramen von Wagnernachfolgern bauen, oder müssen wir nicht erst einmal eine vollständige Reinigung in der Augias-Wirthschaft des heutigen Musiklebens vornehmen?

Der Kern der Wagner-Frage ist doch schließlich: Wer nicht die großen, rein künstlerischen Ideen seines Lebenswerkes aller Musik gegenüber vertritt und nicht von jeder großen und kleinen Kunstform die innere Wahrheit und künstlerische Echtheit fordert, die Wagner im musikalischen Drama erreicht hat, Der muß in Zukunft als unfähiger Handwerker und Feind der Kunst gelten, sei er nun Komponist oder Dirigent, Sänger, Kritiker oder Mäcen. Diese Echtheit und Wahrhaftigkeit aber müssen wir auch für das Chorwerk großen Stils wieder genau so erreichen, wie sie zu Bachs und Händels Zeiten vorhanden war. Nicht dadurch, daß wir Händel und Bach nachahmen, sondern dadurch, daß wir aus dem Empfinden unserer Zeit heraus die gewaltigen hier vorliegenden Stoffe, die nur in dieser Kunstform reiflos aufgehen — darum ihre Unentbehrlichkeit für die Zukunft —, neu schaffen. Bis jetzt kommen, abgesehen von den rein kirchlichen Werken Bruckners, den ungeahnt tiefen religiösen Inpirationen seiner Messen, so weit ichs übersehen kann, nur zwei Werke ernstlich als Anfänge dieser neuen Kunst in Betracht: Franz Liszts „Christus“ und Enrico Bossis „Hohes Lied.“ Es handelt sich aber durchaus nicht nur um religiöse Stoffe, sondern um eine Fülle historischer und philosophischer Probleme, die sich der Behandlung sowohl im Drama als auch in der reinen Instrumentalmusik entziehen.

Es war nothwendig, diesen Punkt, der jetzt noch allgemeiner Theilnahmslosigkeit oder Verständnißlosigkeit begegnet, ausführlicher zu behandeln. Ich habe mir dadurch die Möglichkeit genommen, andere Gebiete des öffentlichen Musiklebens auf ihre Stellung zu unserem Problem hin zu prüfen. Es wird aber nun wohl leicht sein, meine Grundgedanken auf einzelne, hier nicht berührte Erscheinungen anzuwenden. Das Wichtigste, das hoffentlich überall bei den Kunstfreunden Deutschlands Zustimmung findet, ist, daß der Kern der Wagner-Frage nicht der einseitige Kultus der deutschen musikalischen Bühnenkunst ist, sondern die Verinnerlichung und Durchgeistigung aller Musik, die Anwendung der Forderung künstlerischer Wahrhaftigkeit und Echtheit auf alle Kunst, große wie kleine. Wer dazu hilft, wo und wie er kann, negativ durch Bekämpfung der leichten Geschäfts- und Modekunst, positiv durch Förderung alter und neuer echter Musik: Der ist der rechte Wagnerianer.

Raunhof bei Leipzig.

Dr. Georg Göhler.



Drei Gedichte.

An die fließenden Brunnen.

(Villa Medici in Rom.)

Ihr alten Brunnen, die Ihr Kühle rauscht,
 Erinnerung und stilles Weltvergessen,
 Wie Mancher schon hat sehnend Euch gelauscht,
 Sein täglich Mühen mit Eurer Rast vertauscht,
 Der Rast der Seele, die er nie besessen!

Im düstern Laubgang flüstert Ihr allein,
 Lockt tiefer mich zu dämmernden Verstecken;
 Die Sonne dringt nur schüchtern zu Euch ein,
 Vertraulich taucht ein durstig Vögelein
 Sein Köpfchen in das moosverbräunte Becken.

Mein traurig Herz, vom Leben hart mißbraucht —
 Doch nicht wie Ihr vom Alter weich umspinnen,
 Das Euren Stein mit zartem Reiz umhaucht —,
 Hat sich in Eure Dämmerwelt getaucht,
 Der tiefsten Wehmuth Frieden hier gewonnen.

Beichte.

Nach Assisis Heiligthum
 Bin ich jüngst im Traum gezogen,
 Wo die stillen Mönche knien
 In den blauen Weihrauchswogen.

O Franziskus, liebster Mann,
 Der die Armuth Schwester nannte,
 Der in Lumpen oder Pracht
 Unserer Herzen Noth erkannte:

Segnetest die Vögelein
 Und das Unkraut Dir zu Füßen,
 Laß mich hier mein traurig Herz
 In Dein mildes Herz ergießen.

Hab' gesündigt tausendmal,
 Hab' gezürnt und hart gestritten,
 Vielen Herzen weh gethan
 Ohn' es ihnen abzubitten.

Hab' auch nicht an Gott gedacht,
 Konnt' die Engel nicht verstehen,
 Die an so viel stummer Qual
 Räthselvoll vorübergehen,

Schien mir Alles schlecht vertheilt
 Schon in meiner frühen Jugend
 Und ich gab in tiefster Scham, —
 Darum zähl' mirs nicht als Tugend.

Gab zum Mantel auch das Kleid,
 Habe niemals knapp gemessen,
 Meinen Feinden leicht verziehen,
 Weil ich sie so leicht vergessen.

Dunkle Rosen rankten sich
 Tief und dornig durch mein Leben
 Und ich habe viel geliebt
 Und es ward mir nichts vergeben.

Madlena.

Das Kind Madlena hat so hell gesungen,
 Wenn sie im Haselholz sich Nüsse las,
 Wie eine Spindel sich im Tanz geschwungen
 Bei Glühwurms Leuchten überm Wiesengras.

Das Kind Madlena hörte fremde Zungen,
 Da sie in Mittagsgluth am Springbrunn saß,
 Die düstern Gärten haben sie verschlungen . . .
 Fern tönt ihr Stimmchen wie gesprungnes Glas.

Florenz.

Irene Forbes-Mosse.



Der rothe Toni.

Es war in einer friedlich stillen Sommerfrische des badischen Schwarzwaldes, wohin ich mich zurückgezogen hatte, um in arbeitsamer Einsamkeit die heißesten Wochen des Jahres zu überstehen. Anfaugs waren die Mitbewohner des kleinen Kurhauses, das mich beherbergte, wenig angethan, meine Vorsätze ins Wanken zu bringen. Aber eines Tages traf zu längerem Aufenthalt ein Ehepaar ein, das alsbald meine Theilnahme in hohem Grade fesselte. Sie kamen aus einem westfälischen Industriebezirk, wo der vielseitig gebildete Mann Fabrikbesitzer war. Seine Frau mochte kaum über die Mitte der Dreißiger hinaus sein; trotzdem umrahmte schwerweißes Haar ihr feines Gesicht, dessen vom Gram durchfurchte Jüge noch deutlich die Spuren allzu früh hingeschwundener Schönheit zeigten. Sie hatte etwas Schwebes, Weltfremdes in ihrem Wesen und zugleich etwas Hoheitvolles, wie es nur das Unglück verleihen kann, so daß auch die Neugierigsten und Taktlosesten aus unserer Umgebung von vorn herein auf jeden Annäherungsversuch verzichteten. Ihre liebste Beschäftigung war, in den Hütten der bedürftigen Dorfbewohner einzufehren und die Eltern mit Geld, die Kinder mit allerhand nützlichen Gegenständen zu beschenken, wobei sie sich nicht scheute, den ärmlichsten und schmutzigsten Knaben und Mädchen Mütterdienste jeglicher Art zu leisten. Nach Verlauf von acht Tagen dehnte sie ihre wohlthätigen Besuche auf die Nachbarorte aus. Ihr Gatte ließ sie still gewähren. Und sie schien es zu freuen, daß er mit seinem verdoppelten Bedürfniß menschlichen Umganges sich von Tag zu Tag enger an mich schloß, obgleich sie selbst sich nicht minder streng von mir als von den Anderen zurückhielt. Wir Männer saßen an der Tafel neben einander, während sie auf ihrem Zimmer speiste, und gingen oft gemeinsam spazieren. Nach drei Wochen war unser Verhältniß fast bis zur Freundschaft gediehen. Ich glaubte, ihm anzufühlen, daß er schon einige Tage mit dem Entschluß rang, mir über das seltsame Wesen seiner Frau Aufklärung zu geben. Eines Abends, als wir nach der Mahlzeit noch im Halbdunkel einen Gang auf einsamen Waldpfaden machten, begann er wirklich, nach kurzer Einleitung, mir die Geschichte seines Unglücks zu erzählen. Ich wiederhole sie möglichst mit seinen eigenen Worten, die ich in treuem Gedächtniß bewahre.

Vor drei Jahren verloren wir unser einziges Kind unter so entseflichen Umständen, daß die Lebenskraft meiner Frau dadurch für immer gebrochen ward. Er zählte damals noch nicht ganz zwölf Jahre, unser prächtiger Junge; in einem halben Jahr sollte er in das Gymnasium der Nachbarstadt eintreten. Bis dahin ließ ich ihn die Volksschule des kleinen Ortes besuchen, an den mich mein Beruf fesselte, und unterrichtete ihn selbst ein Bißchen in Sprachen und einigen anderen Fächern. So mußten wir ihn doch nicht gar zu früh aus dem Elternhaus schicken, was uns um so bedenkllicher geschehen hätte, als bei unserem Pflmar eine stark entwickelte Phantasie und ein leicht reizbares Nervensystem die liebevollste persönliche Behandlung erforderten.

Eines Mittags war er in ungewöhnlicher Erregung aus der Schule heimgekommen; wir hatten es sofort bemerkt. Aber nach einer wiederholt an ihm gemachten Erfahrung nahmen wir an, seine Nerven würden sich am Schnellsten beruhigen, wenn wir uns gar nicht weiter um die Störung und deren Ursache

kümmerten. Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, hatte ich ihn nach Tisch auf einen Waldspaziergang mitgenommen, was sonst seine höchste Lust war. Still aber und in sich versunken, ging er neben mir her, während ich ihm von dem natürlichen Schöpfungsprozeß so viel berichtete, wie mir seinem jugendlichen Fassungsvermögen angemessen schien. Da tönte plötzlich mitten in meine Belehrung hinein aus einer ganz fremdartigen Gedankenreihe heraus sein Ausruf: „Er bringt mich um, er bringt mich sicher um!“ Das Schreckenswort erschütterte mich fast mehr noch durch den Ton, in dem es hervorgestoßen ward, als durch seinen Inhalt.

Was ist Dir begegnet? Wer hat Dir Etwas zu Leide gethan? fragte ich sanft. Statt einer Antwort wiederholte er nur: „Er bringt mich ganz gewiß um; er hats ja geschworen!“

Ich legte meinen rechten Arm auf die Schulter des zitternden Knaben; er schlang seinen linken um meine Hüfte und schmiegte sich dicht an mich. So schritten wir langsam weiter. Noch einmal fragte ich, von wem er rede. Das Bewußtsein der sicheren Vaternähe löste ihm endlich die Zunge.

„Der Toni, weißt Du, der rothe Toni. Der widerliche Bengel, den Keiner leiden mag und den der Lehrer nur aus Barmherzigkeit in der Schule behält. Er sucht sich immer an mich zu drängen, obgleich er doch spüren muß, wie er mir zuwider ist. Als wir heute aus der Schule gingen, hing er sich wieder an mich. Da bat er mich — es ist zu dumm! —, ich solle ihn in meinem Bett schlafen lassen. Ich lachte ihn natürlich aus. Er wurde immer unverschämter. Nur eine einzige Nacht! Er wollte auch mal wissen, wie sich auf weichen Federn ruhe, statt auf Stroh und Lumpen. Denk Dir, Vater: mein weißes, reines Bett! Ich hätte mich nie wieder hineinlegen mögen, wenn der gartige Junge es beschmutzt hätte.“

Und Das hast Du ihm gesagt?

„Hätt' ich denn nicht sollen?“ gab er wehmüthig zurück. „Du hast mich doch selbst gelehrt, stets die Wahrheit zu sprechen in allen Stücken.“

Ich gerieth ein Wenig aus der Fassung. Freilich that ich so, bestätigte ich dann. Aber es giebt doch Fälle, wo wir besser schweigen, versteht Du, schweigen, nicht lügen, falls wir durch die Wahrheit oder durch Das, was uns Wahrheit scheint, Andere kränken.

„Also habe ich Unrecht gethan?“ rief er traurig. „Aber es war doch keine so schwere Sünde, daß ich dafür den Tod verdient habe.“

Ich versicherte ihn, es handle sich um einen thörichten Knabenscherz. Zu diesem Augenblick umgaulte uns ein prächtiger Trauermantel und ich lud Hilmar zur sonst stets willkommenen Schmetterlingsjagd ein. Es gelang mir, wie es schien, ihn abzulenken, und wir kamen nicht mehr auf jenen Vorfall zurück. Aber ich merkte wohl, wie er innerlich in ihm fortwirkte.

Er beherrschte sich bis zu dem Augenblick, da wir ihn zu Bett schicken wollten. Nun begann er mit Hilfe flehenden Augen und gedngsteter Stimme zu bitten und zu betteln, noch länger ausbleiben zu dürfen. Wir versprachen ihm, daß die Mutter bei ihm wachen werde, bis er fest eingeschlafen sei. Man mußte ihm unter das Bett leuchten, hinter alle Möbel, in den Kleiderkasten hinein; dann verlangte er, die Thüren sollten fest verriegelt werden. „Aber er kann doch durch das Fenster steigen“, kam es von seinen bebenden Lippen. So ich

es meinen Erziehungsgrundsätzen widersprach, den Launen seiner Einbildungskraft nachzugeben, glaubte ich doch, in diesem heiklen Fall von der Regel abzuweichen zu sollen, da von einem Beharren darauf der Ausbruch einer schweren Nervenkrankheit zu befürchten gewesen wäre. Nachdem ich mit meiner Frau einen Blick des Einverständnisses getauscht hatte, fragte ich Hilmar, ob man sein Lager neben dem meinen im großen Schlafzimmer aufschlagen solle, während die Mutter in seinem eigenen Stübchen nebenan schlafen werde. Mit Freuden Thränen dankte er mir für diesen Vorschlag. Die nöthigen Umänderungen waren rasch vollzogen. Die Mutter blieb am Bett des jetzt völlig Beruhigten sitzen, bis ich mich selbst zur Ruhe begab; und als ich sie abließ, fand ich ihn bereits eingeschlummert. Er schlief die ganze Nacht ohne Unterbrechung und es war ganz überflüssig, daß die besorgte Mutter mehrmals aus dem Nebenzimmer herbeikam, um auf die gleichmäßigen Athemzüge ihres Lieblings zu lauschen.

Ich war darauf gefaßt, daß Hilmar am anderen Morgen sich weigern werde, die Schule zu besuchen, oder doch, ohne Begleitung hinzugehen. Das geschah aber nicht. 'Er thut's bei Nacht, nicht bei Tag', hörte ich ihn vor sich hinmurmeln; verschlafen hatte er es also doch nicht. Gegen halb ein Uhr kam er in noch größerer Aufregung als gestern in das Speisezimmer gestürzt, wo meine Frau und ich, der Suppe harrend, uns schon zusammengesunden hatten.

'Erdroffeln will er mich!' rief er. 'Er hats noch einmal geschworen!'

Jetzt wurde mir die Sache doch zu bunt. Ich ging nach Tisch zum Lehrer, bei dem ich das größte Entgegenkommen fand. Der tückische Toni habe schon so viel auf dem Kerbholz, daß es an der Zeit sei, das räudige Schaf auszustößen, ehe es noch mehr Unheil in seiner Herde anrichte. Noch heute wolle er beim Pfarrer und Schulinspektor den Antrag stellen. Ich hatte Mühe, dem Lehrer solche Absicht auszureden; denn ich wollte nicht die Ursache dieser äußersten Mäßregel gegen den verwahrlosten Jungen sein. Ich erkundigte mich nach seinen häuslichen Verhältnissen und erfuhr, er habe bei der Geburt seine Mutter das Leben gekostet; wer der Vater sei, wisse man nicht; er stehe unter dem Schutze einer alten Großmutter, die von Vielen im Ort als Hege verschrien werde. Ich ließ mir die Wohnung bezeichnen und ging hin. Ich trat in eine elende Speuluke, aus der mir ein ekler Geruch entgegenrang. Der enge und niedrige Raum diente den beiden Bewohnern zugleich als Wohnzimmer, Schlafkammer und Küche. Die gebückte Alte, zahlos und mit wackligem Sinn, in der That der Volksvorstellung von einer Hege entsprechend, kam mir dienstbesessen entgegen. Ihr Enkel saß, an einer Brotwinde kauend, auf einem Strohhäufen, der ihm offenbar als Lagerstätte diente. Er war kleiner als mein überschlanke Hilmar, aber stämmig und muskulös, hatte ein durch Bodennarben entstelltes Gesicht, rotke, struppige Haare, schief stehende, tückische Augen, — ein wahrer Ausbund von erschreckender Pöhllichkeit, womit die schmutzigen und nothdürftig geflickten Kleider im besten Einklang standen. Sobald ich ihr den Zweck meines Besuches zu verstehen gegeben hatte, scheuchte die Alte den Jungen mit einem Unheil verkündenden Blick ihrer stehenden Augen hinaus. Demüthig hörte sie mich an, um dann in verben Schimpfreden ihrem Unmuth über den unnützen Brotesser Luft zu machen, der ihr seit mehr als dreizehn Jahren zur Last falle und nichts als Verdruß bereite. Ich erkannte sogleich, daß von dieser Seite

keinerlei sittlich bessernde Einwirkung zu erwarten sei, und entfernte mich möglichst rasch, nachdem ich ein Geldstück auf den wurmstichigen Tisch gelegt hatte. Das bereute ich nachträglich; denn ich mußte mir sagen, daß ich dadurch nur die Prügelstrafe, die Toni von den knochigen Händen der Alten erwartete, erschwert habe; und durch Prügel, deren Ursache er genau kannte, war er gegen meinen Hilmar schwerlich milder zu stimmen.

Die nächsten Wochen verliefen ruhig. Unser Knabe ließ keine weiteren Klagen verlauten und wir hüteten uns wohl, ihm gegenüber auf die Angelegenheit zurückzukommen. Daß er sie nicht verwunden hatte, ging aus der Blässe seiner Wangen und der Unstetheit seines Wesens deutlich hervor. Doch schlief er nachts meist sanft und fest an meiner Seite. Ich nahm mir vor, allmählich wieder die gewöhnliche Ordnung im Hause herzustellen. Wenn ich die Rede darauf brachte, daß es sich für einen so großen Jungen nicht länger schide, aus Furcht seinem eigenen Schlafzimmer fern zu bleiben, sah er mich nur mit einem unendlich traurigen Blick seiner glänzenden Augen an, ohne ein Wort der Erwiderung zu wagen. Um so berebter vertrat meine Frau, wenn wir allein waren, den Standpunkt, daß in seiner jetzigen Entwicklungsphase Schonung des Nervensystems wichtiger sei als Erziehung des Charakters. Nachdem zwei Monate verstrichen waren, sagte ich aber doch, daß Hilmar vom nächsten Abend an wieder sein eigenes Quartier beziehen müsse. Meine Frau erhob keinen Widerspruch mehr und vollzog feuchend meinen Willen. Wie ein Schlachtopfer ließ sich der Knabe von der Mutter zu Bett bringen. Als ich zu ihm kam, um ihm gute Nacht zu wünschen, schlang er die Arme fest um meinen Nacken und ich fühlte seine heißen Thränen auf meinen Wangen brennen. Einen Augenblick wandelte mich Reue an; aber ich konnte nicht zurück. Als ein paar Stunden nachher meine Frau und ich uns zur Ruhe begaben, schlummerte er schon; meine Frau behauptete freilich, er stelle sich nur so, und erging sich in Vorprüfchen über seine Selbstbeherrschung.

Es war eine unheimliche Nacht. Meine Frau that kein Auge zu und lauschte angestrengt nach dem Nebenzimmer, dessen Thür halb offen stand. Auch ich fuhr jede halbe Stunde aus wüsten Träumen auf. Bei Hilmar blieb Alles ruhig. Nur gegen ein Uhr vernahmen wir ein heiseres Getöse. Meine Frau richtete sich auf und fragte zitternd: „Was war Das?“

Das sind wieder die abscheulichen Klagen aus der Nachbarschaft, erklärte ich bestimmt. Sie wagte sich nicht mehr zu rühren, obgleich sie gewiß am Liebsten in das Nebenzimmer zu ihrem Jungen gelaufen wäre. Schließlich forderte aber doch die Natur ihre Rechte und gegen vier Uhr morgens versanken wir Beide in festen Schlaf. Ich erwachte zuerst. Die Sonne schien hell ins Zimmer. Neben an regte sich nichts. Leise begann ich, mich anzukleiden, um meine Frau nicht zu wecken. Bald schlug auch sie die Augen auf und jetzt konnte sie nichts mehr abhalten, nach ihrem Jungen zu sehen. Sie schlüpfte in ihren Morgenrock und stürzte ins Nebenzimmer.

Ein Schrei, ein Fall! Ich eilte ihr nach . . . Welch entsetzlicher Anblick erwartete mich! Meine Frau lag regungslos am Boden. In Hilmars Bett, friedlich schlummernd und sanft athmend, mit glückseligem Ausdruck auf den häßlichen Zügen . . . der rothe Toni! Aber wo war Hilmar? Als ich meine

Frau aufstehen wollte, merkte ich erst, daß sie sich über ihn geworfen hatte: über seinen Körper, seinen Leichnam. Die Diensthoten hatte der Lärm herbeigerufen; sie jammerten und heulten. Ich schickte zwei Mädchen fort, zum Arzt, zur Polizei. Die Dritte mußte mir helfen; wir trugen meine Frau, die noch immer kein Lebenszeichen gab, auf ihr Bett und dann den unglücklichen Knaben auf das meine. An seinem Hals sah ich ein paar tiefrothe Flecke: hier hatten sich offenbar die Finger des Ungeheuers eingekallt, um sein Opfer zu würgen. Rasch war der Arzt zur Stelle. Meine Frau bedurfte seines Beistandes nicht mehr: sie war schon vor seiner Ankunft aus ihrer wohlthätigen Ohnmacht zum Bewußtsein der furchtbaren Wirklichkeit erwacht. Und für Hilmar gab es keine Rettung mehr. Der Arzt konnte nur durch seine Untersuchung die zweifellose Thatsache seines Todes feststellen. Etwa vor sieben Stunden, meinte er, müsse es geschehen sein. Also fast lautlos; nur ein einziger Schrei, dessen Ursache die Mutterliebe geahnt, den aber ich in stolzer Ueberschätzung menschlicher Vernunft nicht hatte verstehen wollen! Während die Frau neben dem toten Knaben saß und vergebens seine eisigen Hände in ihren zu erwärmen suchte, gemährte es mir eine Ablenkung, ein Verhör mit den Diensthoten anzustellen. Aber Niemand wollte Etwas wissen. Niemals erfuhr ich, wie und wann der Unhold in das Haus eingedrungen war und wo er sich bis zur Stunde des Verbrechens verborgen hatte.

Endlich kamen auch zwei Schutzmänner herbei. Ich führte sie an Hilmar's Bett, in dem der rothe Toni noch immer lag und schlief. Sie riefen ihn mit derben Scheltworten an: er hörte nicht; sie rüttelten und schüttelten ihn: er war nicht zu wecken; sie stellten ihn auf die Beine: schlaftrunken sank er um. Da packten sie ihn, um der Sache ein Ende zu machen, und schleppten ihn fort. Noch immer friedlich schlummernd, noch immer Etwas wie Verklärung auf dem Antlitz, ließ er sich forttragen, — seinem Richter, seiner Strafe entgegen.“

Mein Begleiter schwieg. Ruhig hatte er begonnen, aber dann hatte ihn jedes Wort lebhafter in die entsetzliche Vergangenheit zurückversetzt, und wie äußerlich die Festigkeit seiner Stimme bald in Zittern übergegangen war, so erbebt auch seine ganze Seele unter der Macht der Rück Erinnerung. Mich hatte seine Erzählung kaum minder tief ergriffen. Wenn hätte ich noch nach dieser und jener Einzelheit geforscht; aber ich fühlte, daß ich das mir bewiesene Vertrauen nicht mißbrauchen dürfe. So schritten wir schweigend zurück; und als uns die Lichter des Rathhauses entgegenblinkten, zwang er sich, in gleichgiltigem Ton von gleichgiltigen Dingen zu reden. Er erwähnte auch später die Besäcigte seines Unglücks nicht wieder; und ich durfte nicht grausam an die ungeheilte Wunde rühren. So erfuhr ich niemals Etwas von dem Schicksal des jugendlichen Verbrechens, wie begierig ich auch war, davon zu hören. Denn sonderbar: meine innige Theilnahme für die schwer geprüften Eltern und ihr armes Kind konnte nicht hindern, daß von der Leiche des Opfers meine Gedanken, aus Abscheu und Mitleid wunderbar gemischt, sich immer wieder jenem räthselhaften Stiefkinde der Natur zuwandten, in dessen wüstem Hirn sich die aberwitzige Vorstellung festgenistet hatte, durch grausen Mord die Glückseligkeit einer einzigen Nacht sich erkaufen zu müssen.

Depositenbanken.

Seit die Schwurgerichtsverhandlung gegen die Leiter der Leipziger Bank beendet ist, sind gewisse Leute eifrig bemüht, all die bösen Dinge, die in den beiden letzten Bankprozessen entüllt wurden, möglichst schnell aus dem Gedächtniß zu wischen. Man darf sich von dem Eifer der Börsenpresse, die jetzt die früher mit tiefster Ehrfurcht behandelten Männer mit verächtlichem Fußtritt ins Gefängniß stößt, nicht täuschen lassen. Die Absicht ist leicht zu durchschauen: wie rein, soll der naive Bürger sich sagen, müssen die anderen Direktoren und die anderen Institute dastehen, wenn die Börsenpresse die Ezner und Sanden zurkannte Strafe noch zu mild findet! Es ist der alte, in der Kapitalistenwelt besonders beliebte Kniff, sich einen Prügelknaben zu suchen; man läßt Einem, der sich ertappen ließ, mit dem Ruf nach: „Haltet den Dieb!“ und möchte dem Publikum verbergen, daß die lautesten Rufer durch die Schwere des gestohlenen Gutes an allzu schnellem Rennen gehindert werden. Ich habe hier schon früher vom Bankerott als Strafthat gesprochen. Die Art dieses Deliktes hat bei uns zu recht sonderbaren Konsequenzen geführt. Wer Bilanzen verschleiert und Geschäftsbücher verheimlicht, kommt, wenn gute Freunde ihm die Einstellung der Zahlungen ersparten, im schlimmsten Fall auf ein paar Jahre ins Gefängniß; wer solche Döse nicht findet, muß ins Zuchthaus wandern. Und gelingt es gar, die Verschleierung Jahre lang unentdeckt zu lassen, so lange, bis die Gunst einer glücklichen Stunde einen großen Gewinn ermöglicht hat, dann darf man sogar die frühere Unaufrichtigkeit zugestehen und wird von der Börsenpresse obendrein noch als Genie verherrlicht. Ezner hat Unglück gehabt; er war eben nicht ganz so schlau, wie ein Bankdirektor es sein muß, um in schwieriger Zeit Erfolg zu haben. Ungerecht und unsinnig aber ist's, auf ihn den Stein zu werfen und all seine Kollegen im Deutschen Reich als makellose Ehrenmänner hinzustellen. Natürlich fällt mir nicht ein, zu behaupten, alle Bankdirektoren seien Ezners und in jeder Aktiengesellschaft gebe es Dinge, um die sich der Staatsanwalt kümmern sollte. Davon kann nicht die Rede sein. Sicher ist aber, daß die Praktiken, die Ezner nun im Zuchthaus büßen muß, sehr verbreitet sind und daß nicht jeden Bankdirektor, der sie übt, geriebene Rechtsanwältle durch die Klippen steuern. Ich will nicht vergleichen, sondern nur auf den seltsamen Zufall hinweisen, daß in beiden Prozessen, in Leipzig wie in Roobit, recht viel von der Dortmunder Union gesprochen wurde. In beiden Verhandlungen haben die Verteidiger gesagt, an dieser Gesellschaft sei mehr Geld verloren worden als an irgend einer anderen. Das ist richtig; und eben so berechtigt war die Frage, ob die Diskontogesellschaft denn jemals ihren Aktionären erzählt habe, bis zu welcher Höhe sie an der Union engagirt sei und wie viel sie an diesem Schmerzenskind schon verloren habe. Ich kenne die Ziffern nicht, glaube aber, daß Herr von Hansemann eine ähnliche Scheu empfinden muß, die Gesammthöhe der dortmunder Verluste zu entziffern, wie Ezner und Genossen sie vor dem Eingeständniß des vollen Treverobligos empfanden. Die Diskontogesellschaft ist eins unserer geachtetsten Institute. Hansemann wird, als ein Halbgott, von jedem Banklehrling in stummer Verehrung angestaunt. Und doch gab es bei diesem Mann und bei diesem Institut einst Tage, wo nicht Alles so war, wie es bei

den Stellvertretern Rothschilds auf Erden eigentlich sein sollte. Als die Diskontogesellschaft und die Norddeutsche Bank sich vereint hatten, verschwanden Millionengewinne in dunkle Tiefen; sie wurden abgeschrieben. Ein Färfenkrücker, der damals noch nicht wohlbestallter Geschäftsführer einer von Hansemanns Gnaden lebenden Zeitung Aktiengesellschaft war, verglich diese Transaktion mit einem Ritt über den Bodensee. Und dabei war der verwegene Reiter ein alter Mann, der nicht wissen konnte, ob er selbst noch den genialen Handstreich zu Ende führen oder minder begabten Nachfolgern schwere Sorgen hinterlassen werde. Trotzdem: die Diskontogesellschaft steht heute groß da und die Leipziger Bank liegt am Boden. Hofanna für Hansemann, für Lynce die Steine. Weshalb? Damit nur ja nicht die Meinung auskomme, Lynces Schuld sei nicht allein seiner Persönlichkeit, sondern zu einem kleinen Theil auch dem System, der Art unseres ganzen Bankwesens zuzuschreiben.

Man fürchtet nämlich, die Folgen der Bankprozeße könnten doch weiter reichen, als bisher geglaubt wurde. Das Publikum wird ja auch künftig auf die faulsten Gründungen hereinflaßen und die Spekulation auf die Dummheit der Mitmenschen wird nach wie vor einträglich bleiben. Nicht grundlos aber ist die Furcht vor dem Wiederauftauchen der Frage, ob es nicht möglich, nicht dringend notwendig sei, das deutsche Kreditbankwesen zu ändern und die Depositenbanken von den Spekulationsbanken durch einen deutlichen Strich zu trennen. Um die Thatsache, daß bei den Hypothekenbanken unzählige kleine Leute die Frucht Jahrzehnte langen Fleißes verloren haben, ist viel Lärm gemacht worden; merkwürdig still aber ist man über die doch nicht weniger wichtige Thatsache hinweggegangen, daß bei der Leipziger Bank ein immerhin beträchtlicher Theil der 30 Millionen Depositengelder verschwunden ist. Depositengelder sind aber nicht nur Spargelder von Sicherheitskommissaren, die ruhig schlafen und zu jeder Stunde über ihr Geld verfügen wollen, sondern auch Fonds kleiner und großer Geschäftsleute, die für das Wochen- oder Quartalsende zur Lohn- und Wechselzahlung gerüstet sein wollen. Der Verlust von Spargeldern ist sehr bedauerlich und man spricht in solchen Fall mit Recht von einer Schwächung des Volkvermögens. Unter Umständen kann aber ein Hundertmillionenverlust von Spargeldern volkswirtschaftlich nicht so fühlbar sein wie eine — wenn auch nur vorübergehende — Sperrung notwendiger Depositenskapitalien. Vermag eine Bank, der große Summen in Depot gegeben sind, ein paar Tage lang die ihr präsentirten Checks nicht einzulösen, dann kann daraus eine geschäftliche Stockung entstehen, die den Zusammenbruch zahlloser Existenzen herbeiführt. Trotzdem giebt es kein Gesetz, das die Depositengelder schützt. Der Pfandbriefgläubiger, der 3 oder 4 Prozent Zinsen bekommt und dessen Pfandbriefe in guten Zeiten stets veräußerlich sind, wird vom Gesetz durch allerlei Sicherheitsmaßregeln geschützt. Wenn diese Maßregeln sich auch nicht gerade glänzend bewährt haben, so merkt man doch wenigstens den guten Willen des Gesetzgebers. Der Depositengläubiger bekommt im besten Fall 2½ Prozent und ist der Willkür der Banken schutzlos ausgeliefert. Die Bank hat das Recht, mit seinem Gelde zu arbeiten; wie es angelegt wird, was damit geschieht: darüber steht ihm keine Kontrolle zu. Er hat der Ehrenhaftigkeit und dem Geschäftstalent der Bankdirektoren blind zu vertrauen.

Als das Vertrauen zur Deutschen Bank erstarbt und die Fülle ihrer

Depositenfelder ins Ungeheure gewachsen war, wurde Georg von Siemens einmal gefragt, was er thun würde, wenn eines Tages alle Depositentgläubiger sich vor den Schaltern der Bank einfänden und ihr Geld zurückverlangten. In seiner burlesken Art soll er geantwortet haben: „Dann trete ich auf den Balkon und pfeife den Leuten was.“ Das war nicht nur cynisch gesprochen; Siemens hat mit diesem Wort das ganze moderne Kreditwesen treffend charakterisirt. Wenn der Reichsbank sämtliche Noten an einem Tage präsentiert würden, müßte selbst sie die Zahlung einstellen. Die solideste Anlage von Geldern, die täglich zurückverlangt werden können, hielte dem vereinten Ansturm aller Gläubiger nicht Stand. Nicht darum aber handelt es sich, sondern um die Frage, welche Garantien dafür geboten sind, daß Depositenfelder von den Banken so angelegt werden, wie die Sicherheit der Gläubiger es verlangt. Die Antwort kann nur lauten: Keine. Nichts hindert die Direktoren, mit den ihnen anvertrauten Geldern Gründergeschäfte zu machen. Die Gründungen brauchen an sich nicht schlecht zu sein; sie fordern nur eine Festlegung von Mitteln auf eine lange Zeit, die durch etwa eintretende ungünstige Umstände noch über Erwarten verlängert werden kann. Das ist aber keine passende Anlage von Geldern, die täglich zurückverlangt werden können. Gewiß hat, zum Beispiel, die Deutsche Bank einen riesigen Wechselbestand und eine relativ große Menge guter Anlagen, die ihr stets gestatten, den an sie herantretenden Ansprüchen gerecht zu werden. Die Direktoren haben, wie ich oft schon betonte, die Bank so zu halten vermocht, daß das ihnen entgegengebrachte Vertrauen durchaus begründet schien. Aber Menschen sind sterblich. Auf den ehelichen Direktor kann ein unehelicher folgen. Und es braucht nicht einmal ein unehelicher zu sein; schon ein allzu kühner kann gefährlich werden. Dazu ist nicht nöthig, daß er dem Treberschmidt 87 Millionen giebt; es genügt, wenn er das Doppelte oder Dreifache bei der Dortmunder Union festlegt. Das kann optima fido geschehen, in der festen Zuversicht, die Realisirung der Engagements werde auch in schlechten Zeiten möglich sein. Doch was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe? Der Unglücksmorgen tagt, die Zahlung stockt und Alldentschland schreit nach einem Depositenbankgesetz.

Verständige Bankfreunde haben seit Jahren den großen Effektenbankleitern gerathen, selbst die Trennung zu vollziehen; die Depositenbank, die mit den ihr anvertrauten Geldern nur in beschränktem Umfang Kredit gewähren darf, im Uebrigen aber Geldgeschäfte machen muß, die schnelle Realisirung ermöglichst, sei klipp und klar von der Spekulationsbank zu scheiden, die wie Effektenbank zu nennen gewöhnt sind und die ihre Pforten Allen öffnet, die in der Weise die Wurzeln ihrer Kraft fühlen. Die Bankdirektoren haben diese Vorschläge abgewiesen; sie agitiren natürlich auch gegen ein Depositenbankgesetz. Wie könnten sie bei dem unvermeidlichen großen Risiko auch künftig die alte Wollwadenhöhe erklimmen, wenn sie nicht mehr zu 2 und 2½ Prozent Riesensummen belämen, die sie durch hohe Debetzinsen und noch höheres Aktienagio recht rentabel machen können? Billiges Depositenfeld: Das ist das Geheimniß der Bankdividenden.

Als von der Reichskommission für Arbeiterstatistik vor Jahren die Müller- und Bäckermeister vernommen wurden, da erklärten viele Meister rückständige Einrichtungen, die ihren Gehilfen die Arbeit erschwerten und die Ruhezeit raubten, für unentbehrliche Grundlagen ihrer Berufstätigkeit; sie ahnten nicht, daß zwei

Weisen weit von ihrem Wohnsitz Mäler und Bäcker ganz andere Bräuche und Einrichtungen hatten, die natürlich dort wieder für unentbehrliche Berufsfundamente ausgegeben wurden. Ähnliche Erfahrungen macht man, wenn man Effektenbankdirektoren über das Depositenbankwesen hört. Da wird die gute alte deutsche Tradition ins Treffen geführt. Diese „Tradition“ kann jetzt gerade ihr fünfzigjähriges Jubiläum feiern. Die Spekulationsbank, die das ihr anvertraute Geld auch zu Gründungswecken benutzt, ist nicht urdeutsch, sondern französischen Ursprungs. Isaac Pereire, der Gründer des Crédit Mobilier, eines Kreuzungsproductes aus kapitalistischen und sozialistischen Bestrebungen, wie sie in der Gründungsära unter Louis Napoleon Mode waren, ist auch der Vater unserer Effektenbanken. In England kennt man diese Gattung nicht. Da hat man Depositenbanken, denen Börsengeschäfte verboten sind, und Spekulationsbanken; beide Arten sind scharf getrennt. Wenn man daran erinnert, antworten unsere Bankdirektoren, englische Verhältnisse seien nicht ohne Weiteres nach Deutschland zu übertragen. Das ist richtig; nur haben in England die Verhältnisse sich einfach ungehemmt so entwickelt, wie auch in Deutschland die Entwicklung gewesen wäre, wenn die lieben Menschenfreunde aus Frankreich sich nicht eingemischt hätten. Germanisch sind die Institutionen Englands; unserem Bankwesen hat man romanischen Geist aufgepfropft. Jetzt aber wird die Frage der Bankentzerrung brennend. Man kann die bei der Leipziger Bank gemachten Erfahrungen nicht in den Wind schlagen. Wenn die Haute Finance sich nicht freiwillig zum Beschreiten dieses Weges entschließt, wenn sie auch gesetzliche Vorschriften zu verhindern weiß, dann wird irgend ein fähiger Mann, der die Reichen der Zeit versteht, eines schönen Tages gegen die Haute Finance ein Institut gründen, von dem die nothwendige Reform des deutschen Bankwesens ausgehen kann. Plutus.



Notizbuch.

Zwei der stärksten Blätter Steinens gehören zu dem Einfluss Justice, der in der Sammlung L'assiette au beurre erschienen ist. Auf dem einen sieht man, in Roth und Schwarz, einen wirren Menschenhauei, der abertausend Arme sehnd zum Nachthimmel aufreckt. Ein einziges Ungeheuer scheint er. Und es ist, als wolle er den Wärme, Licht, Feuer, Leben über den Strahl mit gewaltsamem Griff aus den Wolken holen, das ewige Recht, das, nach unseres Dichters Wort, droben hängt, unverdunkelt und unzerbrechlich wie die Sterne selbst, in den Bereich des Irdischen niederzwingen. Stöhnen glaubt man zu hören, ein Achzen letzter, schon zum Sterben hingebetteter Hoffnung, die doch so gern noch einmal Rath schöpfen möchte, so unglücklich, unstimig gern. Mancher ist kraftlos zusammengesunken und braucht die Hände, um sich auf die feste Erde zu stützen; der Blick aber sucht ekstatisch den Weg in den schweigenden Himmel. Ein dunkles Blatt. Keines Menschen Arm langt bis zu den Sternen hinaus und ewig bleibt die Sehnsucht nach wägender, lohnender, strafender Gerechtigkeit ungestillt. Wenn von Menschenlippen das Recht gesprochen wird, dann — auf dem zweiten Blatt sehen wir — stehen die Sünder zitternd zu Fuß, schneleich, mit ge-

feinsten Häuptern; ohne Befriedigung, ohne das tröstende Gefühl, daß hier von reiner Höhe herab geurtheilt wird, vernachlässigen sie den Spruch und athmen erst auf, wenn sie sicher sind, daß ihnen für diesmal wenigstens nichts Uebles widerfahren kann. Nur der dürrer Tod sitzt grinsend dabei, spielt schäkernnd mit einem fleischlosen Schädel und freut sich der nahenden neuen Beute. Oben aber thronen in ihrer Robe die Richter, die würdigen Männer, deren bezahltes Alltagsgeschäft ist, Thresgleichen das Recht zu künden, lebende, zuckende Menschen dem Büttel, dem Henker auszuliefern. Und hinter ihnen, hinter den Dirnen dieser gleichgiltigen oder ungeduldrigen, müden oder nervösen Zufallsrechtsprüger breitet am Kreuz der Erlöser die Arme aus . . . Zwei sehr moderne Bilder, die mit andeutender Meisterkunst eine große, zwingende Biston geben, zwei Blätter vom Stamm Goyas, die dennoch nur heute entstehen konnten. Wohl immer haben, in allen Zeiten und Zonen, die feineren, von der Plumpheit des Durchschnittsempfindens geschiedenen Geister die Unzulänglichkeit irdischer Rechtspflege gefühlt, immer vergebens das Ideal vom Himmel zu reihen versucht. Doch ein Ideal schwebte ihnen mindestens vor. Sie standen auf festem, nicht schwankendem Grund und hatten, die Glücklichen, eine Einheit des Willens und Denkens, die ihnen, mag sie uns noch so eng begrenzt scheinen, innere Sicherheit gab. Heute? Wir sind uns der Relativität aller Rechtsbegriffe allzu bewußt, sind, als Wurzellose, zu tief in den Zwispalt allen Meinens und Glaubens hineingezerrt, als daß wir auch nur im Stande wären, Rechtsideale auszudenken. Mit Grausen blickt Jeder, dem nicht Berufsblinder und die Sucht, um jeden Preis „mitzumachen“, das Auge schließt, auf die Vorbereitung zu einem neuen deutschen Strafgesetzbuch. Eine Zeit, die im Innersten unwahrhaftig ist wie nie eine vor ihr, die gleich einem Schwindelhändler unter falscher Firma Geschäfte macht, vermag wohl einen Nicienkoprolithen zu hinterlassen, aber nicht Rechtsnormen und sittliche Werthe zu schaffen, die den Schoß einer Zukunft befruchten könnten. Nicht Zufall ist's ja, daß auf keinem anderen Gebiete die etle Emporkömmlingszerfahrenheit des Zählens, die widrige Deuschheit des Moralrebens hentjutage so grell in die Augen springt wie auf dem Steinboden des Strafrechtes. Nach jedem Prozeß, dessen Sensationen die Trägheit für eine Weile aufreißt, merkt man, daß von dem Spruch, meist auch von der Verfahrensart Keiner bestridigt ist, — außer denen natürlich, deren rachgieriges oder furchtsames Klasseninteresse von der Gerichtsentscheidung ein Vortheilchen hofft. Eben haben wir's wieder erlebt. Zwei Monate lang wurde in Berlin und Leipzig gegen Bankdirektoren und Aufsichtsräthe verhandelt. Große Summen, ungeheure, deren Ziffernhöhe die Phantasie des Bürgers nur mit Herzklopfen erklettert, waren verschwunden und gespannt horchten deshalb selbst Leute, die sonst gegen allen aus Gerichtsfällen herhallenden Lärm das Ohr verstopfen, auf des Rechtsrächers bröhnenden Schritt. Langsam kam er, sehr langsam heran, denn auf fremdem Gebiet tastete ängstlich der Fuß, der bei jedem nächsten Tritte straucheln konnte. Nun ist das Urtheil gefällt: ein Mensch ist ins Zuchthaus, zwei andere sind ins Gefängniß gewiesen worden; die Uebrigen kamen mit Geldstrafen davon. Ein netter Einfall, sagt Mancher: Bankschwindler mit Geldstrafen laufen zu lassen, die sie nicht bräuden, ihnen den Weg zu neuen Wählereien nicht sperren. Doch auch auf die Freiheitsstrafen blickt Niemand mit rechter Befriedigung. Die Presse hätte noch härtere Pein, noch schlimmere Züchtigung der am Boden Liegenden gewünscht. Das selbe Gefindel, das selig ist, wenn ein Bankdirektor ihm Informationen oder gar gut bezahlte Prospekte girbt, und das die lauliste Transaktion, so lange sich etwas

daran verdienen läßt, als eine Heldenthat preist, ist nun noch nicht damit zufrieden, daß dem verdohnten, verwichlichten Herrn Sanden Freiheit und Ehre genommen ist, daß Herr Exner geschoren, gebuzt wird und von sechs Uhr früh bis zum späten Abend auf einem Schemel schustern oder schneidern muß. Solche Erbärmlichkeit weckt kein Staunen mehr. Hätten die jetzt Verdammten noch wüster gewirthschaftet, im Augenblick der Gefahr aber reiche Helfer gefunden, dann wären sie heute Finanzgenies und Männer von vielen Staden. Die alte Geschichte vom Erfolg, der die Mittel heiligt. Bismarck und Nolte mußten, wie sich ihr Schicksal gestaltet hätte, wenn im sechs- und sechziger Sommerfeldzug das preussische Heer besiegt worden wäre. Nicht viel neuer ist die Erfahrung, daß in Finanzprozessen der ganze Gerichtsapparat versagt, versagen muß, weil die Delinquenten ungleich behender sind als die Verfolger. Auch die Urtheile selbst aber bieten der Kritik eine Fülle angreifbarer Stellen. Warum der ungewöhnlich weite Abstand in Strafmäß und Strafmaß zwischen den Hauptangeklagten und ihren Genossen? Weil Sanden und Exner arbeiteten und intelligent waren, während die Anderen beide Augen zudrückten und nur möglichst mühelos fette Profite erkrassen wollten? Warum soll Herr Dr. Gengsch, der Jahre lang Rechtsanwält gemein war, „nicht das volle Bewußtsein der Strafbarkeit seines Handelns gehabt haben“? Warum wird Exner ins Zuchthaus geschickt, wenn der Gerichtshof in der Urtheilsbegründung sagt, der Direktor der Leipziger Bank habe „nicht aus Habguth, sondern wohl mehr aus Ehrgeiz gehandelt“? Tropdem, heißt weiter, habe er „eine niedrige Gesinnung an den Tag gelegt und deshalb seien ihm die bürgerlichen Ehrenrechte zu entziehen“. Ist Ehrgeiz das Kennzeichen niedriger Gesinnung? Wenn die Richter zu der Ueberzeugung gekommen waren, Exner habe nicht für seine eigene Tasche gearbeitet, sei nicht durch Verführung oder Versprechung von Schmidt in den Riesenpump gelockt worden, dann durften sie ihn nicht ins Zuchthaus stoßen. Von einem lückenlosen Beweis des betrügerischen Bankrottes kann nicht die Rede sein. Die Bänder waren so geführt, daß sie jedem Sachverständigen die Möglichkeit rascher und klarer Ueberzicht boten. Warum hat der Aufsichtsrath sie nicht sorgfamer geprüft? Muß man Faulheit, Freigiebigkeit, Unfähigkeit wirklich zu den strafmildernden Umständen zählen? Und will man im Ernst behaupten, Exners Retizengen und Bertuschungen seien über das bei gefährdeten Banken übliche Normalmaß gar so weit hinausgegangen? Er hoffte auf ein großes Geschäft, das den Nimbus seiner Bank erneuen und sie auf die Höhe der ersten Institute heben sollte, und die Hoffnung trug ihn. Er verlor also zu früh den Athem. Es ging ihm wie dem Manne, der zwanzig Bogen zu seiner Brücke braucht und für den neunzehnten das Geld nicht mehr aufstreifen kann: da stürzt die ganze Herrlichkeit zusammen. Wahrscheinlich hätten gelehrte Richter ihn nicht des betrügerischen Bankrottes schuldig gesprochen; aber er stand vor Geschworenen. Zu dem Bild modernster Rechtspflege gehört ja auch die bewundernswürth liberale Einrichtung, daß gerade in den Fällen, wo die größte Sachkenntniß und die feinste Psychologie nöthig wären, vom Zufall zusammengewürfelten Laien die Entscheidung überlassen bleibt. Darüber hat Enrico Ferri gesagt: „Im täglichen Leben heißen wir von Jedem die Arbeit, die er nach seinen Fähigkeiten und seiner Vorbildung zu leisten vermag; Niemand denkt daran, seine Taschnahme dem Schuhschmied zur Reparatur zu geben. Die Ausübung der Strafrechtspflege aber verlangen wir vom erstbesten Krämer oder Rentier, Maler oder Kaufmann, der vielleicht nie in seinem Leben eine Strafproceßverhandlung auch nur angehört hat. Wegen die Jury spräche,

selbst wenn sie stets aus Personen von hinreichender Befähigung zusammengestellt wäre, ein gewichtiger psychologischer Grund. Die psychologische Summe verschiedener Individuen, die gemeinsam wirken sollen, ist niemals gleich der Summe ihrer einzelnen Fähigkeiten. Wie in der Chemie, ergiebt auch hier die Vereinigung mehrerer individuellen Elemente oft ein ganz andersartiges Produkt. Verständige Leute können zusammen ein Ganzes bilden, dem es sehr an Verstand fehlt: in Folge einer Art psychischer Kontagion gewinnen die unverständigsten, schlechtesten Regungen das Uebergewicht: *senatores boni viri, senatus mala bestia*. Diese Erscheinung ist bei dauernden Vereinigungen, etwa in Gerichtshöfen und Sachverständigen-Kommissionen, nicht so fälschbar wie bei denen von kurzer Wirkensfrist. Deshalb steht die Jury, auch wenn ihre Mitglieder gesunde und gebildete Menschen sind, als Kollegium immer auf einer tiefen Intelligenzstufe. . . Solche Gedanken drängt jeder Strafprozeß uns auf, der überhaupt beachtet wird. Traurig, doch nur natürlich. Eine Zeit, die im Thun andere Normen für Gut und Böse hat als im Reden, kann nicht Rechte prägen noch Recht sprechen. Tausend Arme reißt der Menschenfäuel sehnsüchtig zum dunklen Himmel empor. Doch keine andere Antwort schallt seinem Wunsch aus der Höhe herab als der oberste Leitsatz aller Heuchlermoral: Du sollst Dich nicht ertappen lassen!

Ein katholischer Priester schreibt mir:

„Der Durchschnittsphylister von Villkallen und Umgegend denkt sich in der Regel, wenn er das Wort Vatikan in der Zeitung liest, daß es sich dabei um einen ungeheuren Palast handle, wo Papst und Kardinäle nah bei einander wohnen, wo es ein paar Museen giebt wo Jesuiten sehen durch alle Gänge schleichen und mit den Schlüsseln der unterirdischen Verliche rasseln. Hat ein solcher ehrfamer Leser außer seinem Villkallener Tageblatt auch noch ‚Buchholzens in Italien‘ von unserem großen Julius Stinde gelesen, so wird er am Stammtisch erzählen können, daß der Vatikan eilftausend Zimmer hat, der Papst und die Kardinäle also einen ungeheuren Luxus entwickeln müssen. Solcher chiaroscuro schleppt sich von Geschlecht zu Geschlecht und nimmt bei diesem Erbgonge immer dunklere Töne an.

Als ich einmal längere Zeit in der Ewigen Stadt weilte, lernte ich eines Tages den jetzt verstorbenen Baumeister der apostolischen Paläste, den Grajen Bespignani, kennen. Da ich meinen Bädeler, Gsell, Zells und Murray gut studirt hatte, fragte ich ihn mit jenem überlegenen Ton, der den deutschen Touristen eigen ist, die sich vorher durch Studium auf ihre Reise vorbereitet haben: ‚Die Instandhaltung der eilftausend Zimmer des Vatikan nimmt wohl die Hauptforge des vatikanischen Bauamtes in Anspruch? ‚Maechè undicimilla camere? Wir haben höchstens dreitausend; und dabei müssen wir schon fleißig alle kleinen Räume mitzählen, die man kaum Zimmer nennen kann. Wir sind froh, wenn wir eilftausend Fenster zählen können.‘ Ich war verblüht und antwortete mit einem gewissen Sicherheitgefühl, wie man es bei vier Buben im Stat zu haben pflegt: ‚Aber im Bädeler steht doch. . .‘ ‚Bädeler hat viel Halsches über die innere Topographie des Vatikan gedruckt‘, antwortete er beinahe unwirsch; ‚es lohnt nicht, alle diese Dinge richtig zu stellen.‘ Ich war um einen schönen Traum ärmer.

Im Vatikan wohnen der Papst, der Kardinalstaatssekretär, der Kardinal Roccini, Generalverwalter der Güter des Heiligen Stuhles, die Hofbeamten vom aktiven Dienst, ein Theil der Dienerschaft und ein einziger Jesuit. Wer also glaubt,

daß ihm ein halbes Duzend Kardinäle mit dem großen rothen Kardinalshut mindestens in jedem Korridor und jedem Kortile begegnen müßte, täuscht sich gewaltig. Alle Eminenzen, außer den beiden eben genannten, wohnen in der Stadt. Wie kommt es denn aber, daß der Vatikan eine eigne Pfarrei ist? Das ist sehr einfach. Der Papst, die beiden Kardinäle, die Hofbeamten, die Dienerschaft und die niederen Beamten, die ein so weitläufiges Gebäude in seinen verschiedenen Theilen besorgen und in Stand halten müssen, die Gendarmarie und die Schweizergarde, das Gartenpersonal u. s. w.: im Ganzen sind es fast fünfzehnhundert Köpfe, so daß die Einwohnererschaft des Vatikans auch der Seelenzahl nach eine kleine Pfarrei ausmachen kann. Die Pfarrkirche ist die Cappella Paolina, die man von der Sala Regia aus betritt und um deren Wiederherstellung sich Leo XIII. sehr verdient gemacht hat.

Wer im Vatikan nicht genau Bescheid weiß, soll ihn nicht allein betreten; sonst könnte er leicht lange umherirren, bevor er wieder in bekannte Gegenden kommt. Denn in diesem großen Palast giebt es meines Wissens vierzehn Höfe, die alle von mindestens vierstöckigen Bauten eingeschlossen sind, und zahllose große und kleine Treppen. Der gewaltige Gebäudekomplex ist eben nicht nach einem einheitlichen Plan gebaut worden; die verschiedensten Zeitalter haben ihre den jeweiligen Bedürfnissen entsprechenden Bauten angefügt. Die Baugeschichte des Vatikans liegt zum Theil noch in tiefstem Dunkel, das aufzuhellen man in neuester Zeit eifrig bemüht ist. Die Hauptschwierigkeit beruht darin, daß man erst aus verhältnißmäßig später Zeit Grundrisse der einzelnen Theile des Vatikans aufgefunden hat. Die in diese Risse eingetragenen Namen der einzelnen Gebäude waren aber nicht mehr die alten, weil der Zweck, dem sie früher dienten, verändert worden war und damit auch der Name gewechselt hatte. Man darf hoffen, daß innerhalb der nächsten fünf Jahre eine umfangreiche Studie über die Baugeschichte des Vatikans erscheinen wird, nachdem Ehrle und Stevenson in dem Text zu dem Prachtwerke *Gli appartamenti Borgia* schon manche Punkte aufgeklärt haben.

Wer mag denn wohl der einzige Jesuit sein, der im Vatikan wohnt? Trotz Laute Hof und der Volkszeitung braucht der Leser nicht zu erschrecken. Einen harmloseren Menschen giebt es nicht. Dieser merkwürdige Jesuit stammt aus Jony im württembergischen Rande: er ist ein hervorragender Gelehrter, hat die vatikanische Bibliothek als Präfeld in seiner Obhut und hört auf den Namen Franz Ehrle. Politik, die man eigentlich jedem Jesuiten in die Halschube oder Jugtiefel schiebt, treibt unser Landsmann nicht, es sei denn, daß er mit allen Mitteln bestrebt ist, reiche Leute dafür platt zu schlagen, daß sie der vatikanischen Bibliothek Handschriften oder der Sala di consultazione Bücher schenken sollen. Dazu gehdrt nun häufig eine recht kluge Politik, die sich aber von der venezianischen Vaguenpolitik wesentlich unterscheidet. Ich habe nicht die Absicht, arglose Gemüther zu erschrecken; aber bei dieser Gelegenheit kann ich es nicht unterdrücken: P. Ehrle, aus der Gesellschaft Jesu, ist sogar Mitglied einer deutschen Akademie der Wissenschaften! So Etwas konnte vorkommen, und zwar in allerjüngster Zeit, trotzdem der große Rommen sich so energisch gegen jede Berücksichtigung eines Katholiken — a fortiori eines Jesuiten — im wissenschaftlichen Leben ausgesprochen hatte. Interessant ist, daß gerade Rommen, den seine Studien so häufig in den Vatikan führen, dann mit demselben Namen verhandeln muß und auf seine Gefälligkeit angewiesen ist.

In Rom sitzt mancher Berichterstatter deutscher Zeitungen, der in Skrupel-

lofester Weise alle irgendwo umlaufenden Gerüchte vogler Art über den Vatikan und Alles, was man unter diesem Namen zusammenzufassen liebt, an sein Blättchen melbet. So kommt es, daß wir in unseren Zeitungen die abenteuerlichsten Geschichten aus dem päpstlichen Rom lesen. Ein Beispiel, — nicht das ärgste. Der Papst soll ungeheure Schätze besitzen. Eine Riesensumme war angegeben und höhnisch wurde in der Presse gefragt, ob die Katholiken wohl noch wider den Peteröpfennig zahlen würden, wenn sie diese Ziffer gehört hätten. Angenommen — aber nicht zugegeben —, die Summe stimmte. Wie war sie ausgerechnet haben? Ein kundiger Thebaner war durch die Museen und Sammlungen des Vatikans geschritten — die natürlich große Erhaltungskosten verursachen — und hatte in oberflächlicher Schätzung den ‚Werth‘ der Statuen und Gemälde, der Waffen, Bücher und Handschriften, der Gefäße und Gewänder und sonstiger Dinge ‚berechnet‘, einen unsinnigen ‚Preis‘ des Bodens mit den Gebäuden in Ansatz gebracht, Alles fein zusammengezählt und dann diese Summe als ‚Vermögen des Papstes‘ in die Presse gebracht. Nicht ein Blatt, nein: Dutzende von Zeitungen waren auf dieses plumpe Mandover hineingefallen und druckten den Blödsinn ab. Fast Alles, was man in diese wunderbare Rechnung eingestellt hatte, ist erstens unverkäuflich, zweitens ohne Marktwert und gehört drittens nicht dem Papst, sondern dem Heiligen Stuhl. Von Vermögensobjekten nutzbringender Art kann nicht die Rede sein. Der Torso des Perikles, die Gruppe des Nil, die Biga oder die Tapeten, der Codex Vaticanus der Bibel, die Papyrusurkunden oder die Aldobrandinische Hochzeit, das berühmte limousiner Email, die Tiara der Stadt Paris oder die Fresken im Appartamento Borgia, die Biblioteca Nuhland, das Ottonianum oder die Rüstung Julius des Zweiten: alle diese und tausend andre Dinge werden vom Heiligen Stuhl pietätvoll bewahrt und behütet, im Stand gehalten und mit großen Kosten den Gelehrten oder Kunstfreunden zugänglich gemacht. Der Papst selbst verfügt über eine Summe von achtzehn Millionen Lire, die bis zur Zeit der Noth nicht angegriffen wird; im Uebrigen bestreitet er seine und der Kirche Bedürfnisse, so weit eben die Centralregierung in Frage kommt, lediglich aus den Einnahmen des Peteröpfennigs. Das ist ein Beispiel. Ich kann akatholische Leser nur bitten: jedesmal, wenn irgend eine Räubergeschichte über den Vatikan durch die Blätter geht, darauf zu achten, ob die Angaben so gehalten sind, daß man der Sache nachsehen kann, ob also Namen, Zeit und Ort angegeben sind. In den meisten Fällen wird der denkende Leser feststellen können, daß jegliche Handhabe fehlt, um der Sache auf den Grund zu gehen, daß vielmehr lediglich auf die antikatholischen Zustände der breiten Massen mit Pauschalverleumdungen gewirkt werden soll.“

Aus dem Brief eines Kaufmannes:

„Das Verfahren einiger amerikanischen Zollbehörden, über das bis in die letzte Zeit hinein geklagt werden mußte, nämlich die thörichte Auslegung des Zollgesetzes, hat Schule gemacht. Neuerdings hat Rumänien, das ja nicht gerade große Sympathien bei den Völkern anderer Länder zu verlieren hat, in einer nicht als rechtmäßig anzusehenden Weise eine Abneigung gegen die Einfuhr fremder Waaren bewiesen und sich damit in offenen Gegensatz zu den unzweideutigen Bestimmungen seiner Handelsverträge gebracht. Die Finanznoth hat die Rumänen getrieben, aus den Kohlenzöllen keine Finanzzölle zu machen und sie unter einem nichtigen Vorwand in die Höhe zu schrauben. Während die Uebergriffe der amerikanischen Zollbehörden

von den Gerichten des Landes — wenn auch vielleicht oft nur, um den Schein zu wahren — geprüft und, falls sie als zweifellos unberechtigt sich erkennen ließen, zurückgewiesen werden, hat in Rumänien die Behörde offenbare Verstöße gegen Sinn und Wortlaut der Tarifgesetze nicht nur nicht getügt, sondern sogar ausdrücklich sanktionirt. Schon vor etwa einem Jahr hatten die Importeure von Kohlen in Rumänien darüber zu klagen, daß die Waare nicht, wie früher, mit dem tarifmäßigen Satz von 0,05 Vou, sondern mit dem Zehnfachen dieses Betrages verzollt werden müsse. Alle Beschwerden waren vergeblich; die Zollbehörden beriefen sich darauf, daß die früher übliche Art der Verzollung meist auf einem Irrthum beruht habe und jetzt erst die bisherige Anschauung durch einen nachdrücklichen Hinweis des Finanzministers korrigirt worden sei. Am Ende aber wurden die Beschwerden doch der Regierung so lästig, daß sie sich zu einem offenen, aber freilich recht gewagten Schritt entschloß, nämlich zu einem Erlaß des Finanzministers an die Zollbehörden, der mit einem Federstrich den Kohlenzoll um das Zehnfache des bisherigen Satzes erhöhte, also den Mißbrauch zum Gesetz machte. Die Vorstellungen der österreichisch-ungarischen Regierung haben erreicht, daß einige in Oesterreich-Ungarn gewonnene Kohlenarten von der neuen Regel ausgenommen wurden, so daß für diese Waare der alte Satz von 0,05 Vou beibehalten blieb. Die Länder aber, deren Vertreter nicht so früh aufgestanden waren, haben mit ihren Produkten das Nachsehen. Der rumänische Finanzminister erkennt in seinem Erlass nur Cardiffkohle englischer Herkunft als richtige Steinkohle an, die also auch nur den bisherigen Zoll zu tragen habe, macht nun aber für Oesterreich und Ungarn Ausnahmen, stellt ihr Produkt demnach dem englischen gleich. Wer sich durch den zehnfachen Zoll beschwert glaubt, soll durch chemische Analyse feststellen lassen, ob die von ihm eingeführte Waare als Steinkohle angesehen werden dürfe. Wie diese chemische Untersuchung ausfallen würde, darauf läßt eine Anweisung schließen, die der Minister den Zollbehörden eben erteilt hat; danach sollen alle Waaren, bei deren Herstellung Theile oder Rückstände von Theer, Petroleum oder einem anderen Oel verwendet wurden, nicht als Das, was sie sind, verzollt, sondern mit wesentlich höheren Sätzen belegt werden, die etwa dem Zoll für die in ihnen enthaltenen Substanzen entsprechen. Natürlich würde nicht jede deutsche Steinkohle bei der chemischen Analyse das selbe Ergebnis liefern wie englische Cardiffkohle, die ja selbst nicht jedesmal procentual genau gleiche Resultate giebt. Ob unsere Regierung nicht daran denken will, solchen Vertragsumgehungen ein Ende zu machen? *

Die weltberühmte Familie Humbert, gegen die unsere Monstreschwinder nur arme Schächer scheinen, zeigt einstweilen noch keine Lust, sich ertappen zu lassen. Sie sitzt irgendwo unter sonnigem Himmel und freut sich des Lebens. Reulich kam ihre hinterlassene Habe im Hotel Drouot unter den Hammer. 2500 Bücher des Herrn Frédoéric Humbert, des Malers, Dichters und Abgeordneten für den Bezirk Seine-et-Marne. Eine stattliche, bei den Franzosen aber nicht seltene Büchermasse. Ueberauschend war nur die Fülle freundschaftlicher Widmungsworte, mit denen Großwürdenträger und berühmte Leute aller Art die Bände geschmückt hatten. Sogar die Präsidenten Grévy und Faure fehlten nicht. Trotzdem konnten nicht sehr hohe Preise herausgeschlagen werden. Ein besonderer Karitätenwerth wurde nur dem abgenutzten Portemonnaie der genialen Madame Therese zuerkannt, für das ein Liebhaber fünfzehn Louis zahlte, und — natürlich — der historischen Truhe, in der die Hundert-

millionenerbschaft aufbewahrt gewesen sein sollte. In Wirklichkeit hatten zwei Rentenbriefe zu vier und einer zu drei Francs drin gelegen. Frau Humbert hatte an jeden Kenner nur mit sorglicher Fälscherkunst fünf Nullen gehängt und drängenden Gläubigern von den hundert Millionen so wenigstens eine in guten Staatspapieren zu zeigen vermocht. Für diese Wundertruhe wurden 1660 Francs erzielt; der glückliche Käufer merkte zu spät, daß eifrige Sammler vorher Stückchen abgestochen und abge schnitten hatten, um eine Erinnerung an den Koffer zu haben, der in der Egeude fortleben wird. Frédéric, Thérèse und das überreife Töchterchen Eva haben sich gewiß wahrhaft königlich amüsiert, als sie im Licht der Julisonne irgendwo in ungetrübter Frühstücksbegierlichkeit die Berichte über die Vento Humbert lasen und daraus wieder einmal erfuhren, welcher Belohnung der Lohn ihrer Thaten geworden ist.

Durch die Zeitungen geht die Nachricht, der Freiherr von Wangenheim, der seit Bismarcks Tode dem Bunde der Landwirthe präsidiert, wolle am Ende der Reichstagsession dem politischen Gebräng entfliehen, weil sein Kollege Rösike ihm das Leben sauer mache. Das Gerücht klingt glaublich; das Motiv kann nur erfunden sein. Die beiden Vorsitzenden, denen gleiche Pflichten und Rechte zugewiesen sind, haben einander noch nie genirt und Herr Rösike ist ein zu höflicher Herr, als daß er daran dächte, sich in die Kompetenzen des älteren Kollegen zu drängen. Wenn aber, wie nach menschlicher Voraussicht doch zu erwarten ist, die nächsten Handelsverträge sich von den jetzt geltenden im Punkt der Agrarzölle nicht wesentlich unterscheiden, dann wird dem Bunde der Landwirthe durch die Stimmung seiner Mitglieder die schroffste Opposition aufgezwungen. Dann kann er nicht mehr eine den Gouvernamental-konservativen passende Politik treiben. Und dann würde der Freiherr von Wangenheim, der diese Entwicklung voraussieht und sicher nicht mißbilligt, sich, bei der lastenden Fülle seiner persönlichen und gesellschaftlichen Beziehungen, wohl nicht mehr für den zur Vertretung der offen opponirenden Bauernschaft geeigneten Führer halten.

Ein Polizeirath ist gestorben. Ein Geheimer sogar, der aber seit manchem Jahre schon entammet war. Krüger hieß der Mann. Er war ins Auswärtige Amt berufen worden, um stets schnell bei der Hand zu sein, wenn Bismarck polizeilichen Schutz zu brauchen glaubte. Dieses Schutzbedürfnis ist oft belächelt worden, war aber nach Blinds und Kullmanns Attentaten und bei der Fülle täglicher Bedrohungen, die dem Kanzler ins Haus wirbelten, nicht ganz unbegründlich. Daß es Bismarck an persönlichem Muth gefehlt habe, wird wohl selbst sein ärgster Feind nicht behaupten; der ängstlichen Frau Johanna aber und dem jungen Staate der Deutschen war er die Pflicht schuldig, sich gegen türkischen Ueberfall nach Menschenvermögen zu sichern. Der Polizeirath soll auch Material für die Vorarbeiten zum Sozialistengesetz geliefert haben. Mag sein. Immerhin blieb er sein Dienstleben lang ein Subalterner, dessen Hauptaufgabe war, Geheimpolizisten auf den Wink abzurichten. Und von diesem Manne, der mit der deutschen Politik ungefähr so viel zu thun hatte wie Herr Arthur Levysohn mit Athletensport, ward nach seinem Tode im ehrenwerthen Berliner Tageblatt wörtlich gesagt: „In ihm stürzte wieder eine der Säulen des alten Kurzes zusammen“. Vier Jahre nach dem Tode des ersten Kanzlers darf man Berlinern, darf man der Provinz und dem Ausland in der „gelesensten liberalen Zeitung des Deutschen Reiches“ erzählen, Herr Krüger sei eine Säule bismarckischer Politik

gewesen . . . „Wer das Berliner Tageblatt gründlich kennen lernen will“ — so hieß es früher in moskischen Reklamen —, „Der darf aber auch den Annoncentheil nicht vorübergehen übersehen.“ Und dieser Rath hat mir das folgende Injuncta:

Ohne Vorurtheil!

Junger Wittwer, 38 Jahre, Kunsthändler, in einer der schönsten Städte Norddeutschlands etablirt, gut situirt, sucht Heirath mit gemüthvoller, vermögender Dame. Da völlig vorurtheilsfrei, werden auch Damen, welche aus gew. Gründen baldigst zu heirathen wünschen, unbedingt berücksichtigt. Gest. Offerten unter . . . durch die Expedition des „Berliner Tageblattes“ erbeten.

Also zu lesen im Berliner Tageblatt. Ist der gemüthvolle Wittwer nun eine der Säulen, auf denen das Meinungswarenhans Rudolf Mosse ruht? Jedenfalls kann der Inhaber dieser Firma, wenn einst — hoffentlich noch lange nicht — sein letztes Stündlein schlägt, mit antiker Seelengröße zu dem schwebenden Erben sprechen: Non olet!

In officiösen Blättern wird guten Bürgern ein aus einer kleinen holländischen Provinzzeitung geschchnittener Artikel präsentiert, in dem über den Deutschen Kaiser gesagt wird: „Er ragte über das neunzehnte Jahrhundert zu hoch, für Viele unerklärlich hoch empor. Er ist mit Geistesgaben ausgerüstet, die über die aller hervorragenden Gestalten unserer Zeit hinausgehen. Vom Großen Kurfürsten hat er den Wagemuth und die Unbeugsamkeit, von Friedrich dem Ersten die Prachtliebe, von Friedrich Wilhelm dem Ersten das strenge Verantwortlichkeits- und Pflichtgefühl, von Friedrich dem Großen die geniale Intelligenz, die feine Diplomatie, die Liebe für Kunst und Schönheit geerbt. Seine außerordentliche geistige Veranlagung ist mit einer unermüdlichen Arbeitskraft gepaart. In ruheloser Arbeit hat er sich ein eigenes Urtheil über die deutsche Geschichte, die Entwicklung deutscher Kraft und deutschen Geistes, über deutsche Kunst und Literatur gebildet. Er ist vertraut mit den neuesten Problemen der Naturwissenschaft, er beherrscht die ökonomischen und Verkehrsverhältnisse der ganzen Welt, er ist erfahren in allen Dienstzweigen der Armee und Marineangelegenheiten; er ist Kenner auf dem Gebiet der bildenden Kunst und Musik, ein Mäccenas, der sich hoch erhaben zeigt über Einflüsse von Cliques, Richtungen und Tagesmoden, ein Musiker, der, bei aller Verehrung wagnerischer Muse, auch die Meisterwerke eines Weber, Bluck und die graziosen Kunstschöpfungen der modernen französischen Schule nicht vergißt; dabei findet er noch Zeit zur Erholung auf dem Jagd- und Sportgebiet. Und Alles, was er unternimmt, zeigt den Stempel der Gründlichkeit und Solidität; was er weiß, weiß er gründlich, es ist ein Theil seiner Weltanschauung; was er in der Kunst fühlt, hat er nicht Anderen entlehnt, sondern seinem eigenen Gefühl entnommen. Und die Fachleute staunen über die scharfe, durchdringende Einsicht in ihre Studienfeld. Jedes Wort, das ein Mann von solcher geistigen Befähigung spricht, verdient, gehört zu werden.“ Seht Ihr, wird von den Bedienten hinzugefügt: so urtheilt „das Ausland“ über Wilhelm den Zweiten. Darauf ist zu erwidern, daß die Behauptung, dieser schlecht zusammengestümperte Artikel zweifelhafter Provenienz sei als ein Normalurtheil „des Auslandes“ über den Kaiser anzusehen, entweder auf völlige Unwissenheit oder auf die Absicht dreister Täuschung schließen läßt.